

9227.
XVI, 86.

Baltische Monatschrift.

Behnten Bandes fünftes Heft.

November 1864.

Riga,

Berlag von Nicolai Kymmels Buchhandlung.

1864.

In der Antiquariats-Buchhandlung

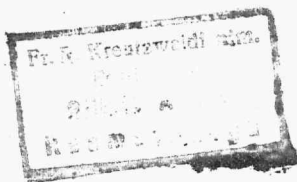
von

N. KYMMEL in RIGA

sind zu sehr ermäßigten Preisen vorrätzig folgende durch Inhalt,
Ausstattung und Erhaltung zu

Weihnachtsgeschenken geeignete Werke:

- Andersen, Choix de contes pour la jeunesse. Avec beaucoup d'illustrations. rel. (1½ R.) 90 K.
- The Art-journal. 1852 N. 36 Stahlstichen und 800 Holzschnitt. Fol. (15 R.)
Eleg. Hfbb. 5 R.
- Auerbach, B., Schwarzwälder Dörfergeschichten. 6 Bde. — Barfüßler. 1 Bd. — Schatz-
kästlein d. Vatersmannes. 2 Bde. — Neues Leben. Eine Lebrgeschichte in 5
Büchern. 3 Bde. Zusam. 12 Bde. 1860—62. (10 R.) 5 R.
- Belvedere oder die Galerien von Wien. 40 Feste complet. 4° 1857—61. N. 121
Stahlstichen. (18 R. 80 K.) neu 11¼ R.
- Börne, Briefe aus Paris. 6 Theile. 1832—34. (10 R.) Eleg. Gtbb. 3 R. 75 K.
- —, Gesammelte Schriften. 3. Aufl. 5 Bde. (enth. die Briefe aus Paris nicht)
1840. (9½ R.) Hfbb. 3 R. 50 K.
- Braun, Vorschule der Kunstmythologie. Fol. 1854. (7½ R.) N. 100 Kupferstfn.
Eleg. Gtbb., neu 5 R.
- Calderon, Schauspiele. Uebers. v. Gries. 8 Theile. 1841 (7½ R.) Tb. m. Titel geb.
3 R. 75 K.
- Campe, Sammlung interessanter und durchgängig zweckmäßig abgefaßter Reisebeschreib-
ungen für d. Jugend. 18 Theile. in 8 Bdn. 17—6—97. Hfbb., wie neu. 3½ R.
- Chamisso's Werke. 6 Theile. in 3 Bde. 4. Aufl. 1856. Eleg. geb. (5 R. 40 K.)
4 R. 50 K.
- Dichtung und Dichter. Eine Anthologie von Ferd. Frellgrath. 1854. Ein starker
Band von 748 Seiten der elegantest. Ausstattung. Noth. Gtbb. m. Goldpres-
sung u. Goldschnitt geb. (3 R.) neu 2 R.
- Fisher's drawing room scrapbook. 1836. 4° m. 40 Stahlstichen. (7 R.) Eleg. geb.
2½ R.
- Förster, G., Geschichte der deutschen Kunst. 5 Theile. 1851—60. N. 16 Stahlstichen.
(10 R.) 6 R.
- Fouqué, Ondine. Trad. de l'Allemand. gr. in 4° 1857. N. 8 prachtvoll. Oelfarben-
drucken. Eleg. Franzbd. m. Goldschnitt. (12½ R.) neu 5 R.
- Europäische Gallerie für Malerei und Sculptur. 1857. 4°. N. 36 prachtvollen Stahl-
stich. (12 R.) Eleg. Hfbb. 4 R.
- Jeremias Gotthelf. (Pfarrer Ab. Vitzus) Gesammelte Schriften. 24 Bde. Berlin 1857.
Dazu: Manuel, Biographie G.'s., u. Rütze, Wörterbuch d. Berner Ausdrücke.
(12 R.) neu 9 R.
- Globus, Illustr. Zeitschrift für Länder- und Völkercunde. Chronik der Reisen und
geogr. Zeitung. Hrsg. v. Karl Andree. 1. u. 2. Bd. 4°. 1862. N. vielen
Abbildungen. (8 R. 40 K.) Hfbb. neu. 5 R.
- Guhl, C., Künstler-Briefe. 2 Theile. 1853—56. (6½ R.) Hfbb., neu 4 R.
- Gauff, Wilh., Samml. Werke. 8. N. 5 Bde. 1860. 2 R. 25 R.
- Gelasse's samml. Schriften. 5 Bde. 1857. Eleg. Hfbb. (6½ R.) 5 R.
- Gogarth's Zeichnungen. Mit den Erklärungen von Lichtenberg. 2. Aufl. 1858. N. 100
Kupst., neu 5 R.



Italien.

Ansichten und Streiflichter

von Victor Schu.

(Schluß.)

VIII. Pro populo Italico.

Sollen wir jetzt auch über das Menschenleben in Italien einige Worte hinzufügen, so ist dasselbe so oft von Reisenden geschildert — da es weniger zu verbergen scheint als anderswo — und von Halb- und Ungebildeten, auch wohl von Interessirten so widersprechenden Urtheilen unterworfen worden, daß man sich mehr abgeschreckt als aufgefordert fühlt, dies Thema von neuem zu behandeln. Wer an der folgenden apologetischen Darstellung Aergerniß nimmt, der findet den gewünschten feindseligen und wegwerfenden Ton zur Genüge in Schriften und Tagesblättern einer gewissen Art (z. B. in Bogumil Goltz, „des deutschen Kleinstädters von der preussisch-polnischen Grenze,“ bekanntem Buche: Der Mensch und die Leute, Leipzig 1858).

Ganz allgemein gesprochen ist der Mensch in Italien von schönerer, edlerer Race als der germanische Nordländer. Damit wollen wir nicht sagen, daß nicht in einer bestimmten Phase des allgemeinen Kulturprozesses der Menschheit ein Stamm von größerem Stoffe fähiger sei, die von dem Moment geforderte Arbeit zu verrichten, die dem Jahrhundert grade vorliegende Aufgabe zu lösen und folglich die Herrschaft zu führen, sondern nur, daß der Italiener in der Stufenreihe, die von den niedersten Typen zu immer edlern Organismen aufwärts führt, eine höhere Stelle

einnehme, eine geistigere, reicher vermittelte Menschenbildung darstelle als z. B. der Engländer. Eine zweite Beschränkung ist in folgender Regel enthalten. Man hüte sich wohl, bei Vergleichung von Völkerindividuen eine zu kurze Entwicklungsreihe oder eine willkürlich gewählte Epoche zu Grunde zu legen: ein im Uebrigen-unparteiischer Beobachter, der aber etwa im siebzehnten oder in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts gelebt hätte, würde ohne Zweifel die Sphäre des deutschen Genius zu eng umgränzt und Deutschlands poetischen und wissenschaftlichen Beruf, der sich gegen Ende des letztgenannten Jahrhunderts so glänzend bewährte, nothwendiger Weise verkannt haben. Würde nicht, wer nur die Zeit Dante's und die kolossalen Quadern florentinischer Stadtburgen oder die Epoche Benvenuto Cellini's und Michelangelo's im Auge hätte, die Toskaner für ein Heldengeschlecht halten, sie, denen man jetzt, je nachdem, Milde nachrühmt oder Weichlichkeit vorwirft? Wer errieth in den tändelnden, frivolen Franzosen des achtzehnten Jahrhunderts die Charakterenergie und die ungeheure geistige Productivität der Revolution? Ganz ebenso ist für den jetzigen Beurtheiler Gefahr vorhanden, daß er etwaige Mängel des italienischen Charakters, die vielleicht nur die ephemere Folge politischen Mißgeschickes sind — denn es ist nicht wahr, daß ein Volk sich seine Geschichte allein aus dem Grunde seines Naturells herauschaffe, diese resultirt vielmehr auch aus der allgemeinen Weltlage — eben diesem Naturell zur Last lege und eine unter günstigen Umständen vielleicht große und glänzende Zukunft außer Rechnung lasse.

Der Deutsche, wenn er Italien betritt und den Italiener sprechen, handeln, in Ruhe und Geschäft sich darstellen sieht, erhält durchaus den Eindruck einer ganzen und unmittelbaren Existenz, deren Aeußerungen sich in natürlichem Flusse nothwendig und leicht vollziehen — sowohl geistig als leiblich. Er selbst, der Sohn des Nordens, ist ein so schwankendes, gebrochenes Geschöpf: Dämmerchein des Bewußtseins reicht bei ihm bis in die Tiefen, wo die Gefühle, die Entschlüsse geboren werden, und kränfelt ihnen im ersten Keime Blässe und Unbestimmtheit an; bald ergiebt sich ein Ueberschuß des Geistes, wo allein organische Function sich vollziehen sollte, bald ist ein Glied, eine Muskelbewegung, ein Gesichtszug von der Seele gleichsam nicht durchleuchtet, von ihr unabhängig, also eckig, roh, plump, mechanisch, bald endlich ist der ganze Apparat von Anfang an grob konstruirt und reagirt gegen die Reize der Welt zu langsam oder gehorcht den Regungen des Gehirns nur spät und gleichsam widerwillig. Anders

bei dem Menschen südlich der Alpen, dem Italiener. Seine Erscheinung drückt eine Geistes- und Empfindungsfülle aus, die bei Bildung des organischen Leibes in ihrem Erguß nicht aufgehalten worden, sondern sich volles sinnliches Formdasein gegeben hat. Der physognomische Typus ist edel; alles eigentlich Brutale ist getilgt und tritt nie, auch in unbewachten Augenblicken nicht wieder hervor. Man vergleiche die Bildnisse Tizians mit den gleichzeitigen Holbeins oder das große an Portraitfiguren reiche Gemälde von Bonifazio: Uebergabe der Schlüssel von Verona an den Dogen von Venedig — mit der Zusammenstellung von Reformatoren und ihren Zeitgenossen bei Lucas Cranach: dort die prächtigsten Charakterköpfe, hier lauter treue, viereckige Doggengeflächter. Wären die Modelle zu den beiden Mädchenköpfen von Riedel in der Münchener neuen Pinakothek wohl in Deutschland zu finden gewesen? Das italienische Knochengestüst ist feiner als das deutsche; reineres Gleichgewicht trägt jeden Theil; elektrisch, blitzartig zuckt jede Lebensregung, jede Gemüthsaffection durch das Nervenetz und die Muskelfaser. Hier ist die Heimath schöner Gesangstimmen, ein Zeichen edler Organisation. Die Rede ist taktvoll, das Verständniß schnell, das Benehmen angemessen, Haltung und Anstand von angeborener, ungesuchter Würde. Der Geringste aus dem Volke braucht Wendungen, bewegt sich in Formen, faßt sich mit einer Geistesgegenwart, daß der schwerfällige deutsche Gelehrte, dem Vieles gegeben ist, nur nicht der seine Sinn für Takt und Darstellung, den Kopf schüttelt und wohl auch hin und wieder, ohne es sich gestehen zu wollen, von dem beschämenden Gefühl der eigenen Inferiorität beschlichen wird. Man richte dagegen z. B. an den hannoverschen Bauern eine Frage: es vergehen Minuten, ehe das Wort bis an sein Gehirn gelangt, dort die nöthigen Veränderungen bewirkt und dann gewöhnlich als ein langgedehntes „Kannitverstan“ oder als Gegenfrage wieder zurückkommt. Nicht bloß seine Geistesoperationen gehen langsam von statten, auch die begleitenden Gebärden tragen die Spuren der Arbeit, erscheinen wie Druck, Schlag, Schub, Zug oder wie von der Gravitation niedergezogen. In Italien aber stellt sich der Bettler selbst als ein König im Glend dar; nachlässig hingegossen sitzt in reinen Sculpturlinien das Mädchen auf dem abgebrochenen Säulenstück am Wege, sinnend ruht der klare Blick des am Stabe gebogenen Hirtenjünglings auf der Ferne, in einsältiger Majestät schreitet die Frau mit dem Säugling im Korbe auf dem Haupt, trotzig steht der junge Bursche da, beide Hände in den Gürtel gesteckt — lauter herrliche Heldengestalten,

Bilder aus dem Alterthume und seiner Kunst. In keinem Lande wissen die Frauen des Volkes ihr Haar so reizend, mit so edler Simplicität aufzustecken als in Italien, nirgends der Mann den Mantel umzuwerfen, die Lumpen selbst mit Stolz zu tragen wie hier. Man sehe dort die Gruppe Männer auf dem Markte, tief verhüllt, mit spitzen Hüten auf dem Haupt, ernst und schwarz, halblaut Worte austauschend — ob es nicht Römer des Forums sein könnten, ehrfurchtgebietende Senatoren, Republikaner in der Verschwörung? Dort die Mädchen, nach dürftiger Muskl unter freiem Himmel auf staubiger Landstraße tanzend — welche Grazie, welches Maß, Bacchantinnen, Nymphen, direkt aus einem antiken Basrelief in die Wirklichkeit versetzt, mit demselben Faltenwurf, demselben Schwung der Linien, der Säume und Gewänder. Dort die andern, unten am Bache waschend, ihre bunten Tücher am Gesträuche aufhängend — ein reizendes Gewimmel von Farben, Beugungen und Neigungen der schlanken Leiber, fröhlichem Gelächter und wieder spielenden Schatten! Das alte Weib dort, dürr, quittengelb, mit spitzen Zügen, Runzeln in der pergamentartigen Haut und struppigem Haar — wie ist sie bei aller Häßlichkeit doch so charakteristisch, eine echte Hexe, die man gleich auf die Leinwand bannen möchte! In der Schenke hier — wie lustig ist der Weinrausch, wie voll launiger Possen, auch voll heftiger Leidenschaften, aber alles Andere eher als roh und gemein. Ueber einen eigentlich Trunkenen, wenn ein solcher sich finden sollte, — es wird in den meisten Fällen ein eingewanderter Handwerksbursch oder ein abgedankter Schweizer soldat sein — lacht niemand; Jeder wendet sich entrüstet weg und macht seinem Uebel mit einem puh! oder brutto! Luft. Man vergleiche italienische Volkskomik, die hier altheimische und je nach den Landschaften in eigener Gestalt auftretende Posse mit englischen populären Schauspielen, wo auf der Bühne Prügel und Besoffenheit den Nerv des Humors abgeben, indeß vom Zuschauerraum Wiehern, Grunzen und Heulen das Echo bilden. Man vergleiche italienisches Volksgebränge mit zusammengelaufenem englischen mob und beider Benehmen z. B. bei öffentlichen Hinrichtungen. Daß die vielen Volksschulen in Preußen, wo jeder Dorfstöpel außer Lesen und Schreiben auch noch ein Schock Bibelsprüche auswendig gelernt hat, nicht schon menschliche Bildung geben und den Kern dieser nordischen Sandsteppenbewohner, über die der Freiherr v. Stein so ungünstig urtheilte, erweichen, haben zahlreiche Gelegenheiten, wo officiële Schausstellungen oder populäre Feste die Bevölkerung auf die Straße lockten, selbst in der Hauptstadt bewiesen. Nirgends offenbart

sich die Liebenswürdigkeit und Humanität des italienischen Volkes schöner als gerade bei öffentlichen Festen, wo Tausende zusammenströmen und ganz sich selbst und ihren eigenen Anstandsgefühlen überlassen sind. Im römischen Carneval — wenn er noch einmal zu Stande kommt — geht unter den dichten Massen Scherz und Ausgelassenheit aller Art und in aller Gestalt um; den Nächsten zu foppen, den Achtlosen zu überraschen ist die Lösung eines Jeden, und doch — wird auch nur eine Scheibe zerschlagen, eine Dame gekränkt, wird ein Unmaß oder eine Ungebühr begangen als etwa von einem angereizten jungen Raffen aus Großbritannien? und verspottet sich nicht Jeder zugleich selbst mit, mit ächtem Humor, und giebt komisch sein Ernstes und Heiligstes preis, im Bewußtsein, daß es ihm doch unverlierbar ist? Und welcher angeborene Schönheitsfinn schmückt und ordnet überall diese Feste, seien es Kirchenfeierlichkeiten oder ein Feuerwerk oder ein Fest der Blumen, wie das von Genzano, der Thiere, eines Madonnenbildes, um die Springbrunnen, bei einer Kapelle, außer der Stadt oder an einem bestimmten Tage und auf einem bestimmten Plage innerhalb derselben! Man hat oft von dem rohen niedern Volke im Schooß unserer großen Städte, wenn es einmal aufstünde und Herr würde, den Untergang der Civilisation und eine allgemeine Zerstörung befürchtet: ich weiß nicht, ob diese Gefahr einer angeblich an unser Thor pochenden Wildheit eine eingebildete ist oder nicht. Der Verfasser wohnte einmal einem Volksfeste in der großen von Napoleon erbauten Arena in Mailand bei, die viele tausend Menschen faßt und an diesem Tage bis auf den letzten Platz gefüllt war. Die ungeheure Menge war während der Tombola von den mannichfachsten wechselnden Gefühlen belebt, Neid, Freude, Spott, Jubel, Ueberraschung u. s. w., und „wie im Meere Well' auf Well'“ lief der Ausdruck derselben in Händeklatschen, Ausrufen, Rufen, Gelächter durch die unabsehbar amphitheatralisch sich übereinander erhebenden Reihen. Das Schauspiel, das darauf folgte, war sehr schön, den wunderbarsten Theil desselben aber bildete für den Fremden jene menschlich heitere, mit angeborenem Takt sich selbst beherrschende, von keiner Polizeigewalt gehütete Zuschauerschaft. Hin und wieder, in langen Intervallen, stand ein unbeweglicher granatiere mit der Flinte da, mehr zur Zierde als zur Abwehr — das war Alles. Es war stockfinster, als das Schauspiel zu Ende ging und die Menge durch die Thore auswärts und zurückströmte. Aber auch die Nacht verleitete niemand zu irgend einem Unfug, selbst im Gedränge des Ausganges zu keinem jener Merkmale der Ungebuld, wie sie sich in

ähnlichen Fällen, z. B. in Hamburg, in Gestalt von Rippenstößen oder Faustschlägen dem Unglücklichen, der unter das Volk gerathen, kund thut. Und diese Mäßigung ist nicht etwa Pflagma, denn der Italiener ist im Vergleich mit dem lymphatischen Deutschen ein empfindlich reizbares, heißblütiges, heftig begehrendes und verabscheuendes Geschöpf. Völlig fremd ist ihm das deutsche Philisterium, ganz undenkbar das Temperament jener phantastelosen und politisch und religiös wohlmeinenden Söhne der Gewohnheit, die mit allen Tugenden der Gewöhnlichkeit ausgestattet, ehrenwerth durch Mäßigkeit der Ansprüche, langsam in der Auffassung, sich bescheidend in dürftigem Auskommen, die von den Vätern überkommene Last bürgerlicher Vorurtheile mit rührender Geduld ihr Leben lang weiter schleppen. Eben so wenig ist der Italiener durch Amt, Stand, Beschäftigung zu einem bloßen Fragment gemacht, das nichts enthält, als was das ihm aufgedrückte Berufszeichen ausfragt. Solche verhockte, versessene, verkümmerte, schief gewachsene, in Akten- und Bücherstaub verdorrte, in Handwerks- und Gewerbesbanden verkrüppelte, in Haus- und Familiengeist verweichelte halbe und Viertelmenschen, wie bei uns, trifft man in Italien nirgends. Der Italiener, er treibe welches Geschäft er wolle, bleibt immer ein voller und ganzer Mensch. Die Gründe für diese Erscheinung sind mannichfach. Zuerst das milde Klima, der Aufenthalt im Freien, dann die mehr öffentliche Sitte, der sociale Sinn. Die Kinder laufen fast nackt herum, die Jugend verfliebt fast ganz auf der Straße; dem armen Bauern, dem gedrückten Pächter leuchtet doch auch die warme Winter Sonne; Lasten trägt sein Esel für ihn; seine Kleidung ist mehr ein loser Umwurf, in dem die Glieder sich frei bewegen; seine Frau ist nicht in die hundert Binden und Tücher gewickelt, er selbst nicht in die knöpfbelegten Hosen und Wämser und die ungeheuren Lederzylinder, Stiefel genannt, gezwängt, wie Bauer und Bäuerin anderswo; beide begraben sich auch Nachts nicht in und unter die fürchterlichen Gänsefederbetten, in denen die Ausdünstung stockt. Der Schuster, der Schneider, alle Handwerker arbeiten halb oder ganz auf der Straße, sie nähren ihr Blut nicht mit der verdorbenen Luft hinter blinden Scheiben in der Ofenhitze oder gar in Kellerwohnungen, wie so oft der unglückliche deutsche Zünftler. In den Gegenden freilich, wo Malaria herrscht, da schwanen auch in Italien todbleiche Menschen umher; dafür aber fehlen Brauntwein und Syphilis, diese beiden Würgengel der modernen Menschheit, oder gehen wenigstens in milderer Form um. Die barbarische Indianerstute des

Rauchens hat in Italien freilich sehr um sich gegriffen, wird aber wieder durch das Leben im Freien erträglicher gemacht; die häßliche Verirrung des Tabackschmuckens, wie es scheint aus Spanien eingeschleppt, ist aber bis auf die Dörfer hin verbreitet und ein Tribut, den auch Italien moderner Kulturbarbarei zollt. Da es in dem Lande noch wenig Fabriken und keine Kohlenminen giebt, so fehlen auch die Fabriksclaven und die englischen Kohlenarbeiter unter der Erde, diese Repräsentanten tiefster Entwürdigung unseres Geschlechts. Wie in allen romanischen Ländern, sind sich auch in Italien alle Stände nahe gerückt und durch gleichen Anstand verbunden: der Officier und der Gemeine sitzen in demselben Kaffeehause an demselben Tische; der Signore und sein Gärtner leeren gemeinsam in der Laube ihre Bottiglia; der Untergebene spricht höflich, doch nicht unterwürfig und kriechend mit dem Obern; der Bauer, wenn er auch oft einen durchdringenden Knoblauchgeruch um sich verbreitet, die arme Strohflechterin oder Seidenspinnerin, wenn sie auch arg von der Sonne gebräunt ist, bewegen doch die Arme und neigen das Haupt so vornehm, daß der Herr Fürst von Schwarzenstein, die Frau Gräfin von Eichenfels und die Baronin von Falkenburg, für so viel sie sich auch in ihrem Lande halten, gewiß von ihnen lernen könnten. Umgekehrt benehmen sich auch wieder die höhern Stände gegen die niedern mit einer Achtung und Zartheit, die nichts mit dem anderswo gebräuchlichen schroffen Uebermuth gemein hat. Zu alle dem, bei dem natürlichen Reichthum des Landes, die geringere Arbeit überhaupt, die zum Unterhalt der Menschen nöthig ist, die vielen Feste, das Pfaffenregiment mit seiner Maxime: „leben und leben lassen,“ die leichte Pflanzenkost, der heitere Sinn, der, wie schon Göthe bemerkt, über Weingländern in der Lust zu schweben scheint u. s. w. Hier krümmt sich der Mensch nicht unter der Peitsche der Noth, die im nordischen Winter einen Theil der Bevölkerung häßlich und blöde macht. Faulheit ist dem Italiener noch erlaubt und diese gütige Göttin erhält ihm seine Gesundheit.

Doch hier höre ich die Einwürfe, die Zweifel, die schon bisher mit Mühe zurückgehalten worden, von allen Seiten laut werden. „Die Italiener sind eine verschmizte, tückische, geld- und rachsgerige, zu fauler Bettelergeneigte, abergläubische, schmutzige, indolente, tief gesunkene Race“ — so hat schon mancher Tourist und Bücher- und Zeitungschreiber geurtheilt, sei es, daß er als gewesener Schweizer-Offizier das liberale Gesindel,

welches zu bewachen er bezahlt worden, pflichtschuldig verachtete *), sei es, daß er als Britte die technisch-ökonomische Zweckmäßigkeit des äußern Lebens, wie sie sein Vaterland in solcher Vollendung besitzt, in Italien vermiste, sei es, daß er als großsprecherischer Preuze alles besser wußte, wie in älterer Zeit Nicolai, in neuerer der schon genannte Bogumil Goltz, sei es endlich — die schlimmste Sorte von allen — als verkappter Schildknappe der Wiener Staatskanzlei oder des Münchner Klerus oder des unter den Flügeln beider gegründeten, auf die gebildete Dummheit mit Glück speculirenden großen Augsburger Fälschungslaboratoriums, das schon seit einem halben Jahrhundert bemüht ist, die Wahrheit nicht aufkommen zu lassen.

„Zur Bettelrei geneigt“ — leider wahr, wir können es nicht leugnen. Bettelrei ist in den meisten Fällen süßer als Arbeit, und welche Nation wäre nicht dazu geneigt? Bettelrei ist das charakteristische Zeichen des Dogmas, das auf den Himmel weist, und der feudalen auf Ungleichheit basirten Gesellschaft. Noch im vorigen Jahrhundert waren alle Straßen und Wege Europas mit Lumpen und Bettlern überfüllt und erst die centralistische Polizei, der man jetzt so viel Böses nachsagt, hat uns auf Spaziergängen und Reisen von dieser häßlichen Plage befreit. In Italien ist in der neuesten Zeit auch in dieser Beziehung ein augensälliger Fortschritt gemacht worden. Die bisherigen Regierungen, sowohl die Bourbonen als die Bettlern Lothringens, von Mönchen umgeben, nur darauf bedacht, ihre Herrschaft in Händen zu behalten, suchten die Quellen des Bettelwesens, Zoll- und Gewerbeschränken, Reiseverbote, Lotto, Klöster, andächtiges Nichtsthun, Wallfahrten, Almosen, kirchliche Speisungen und Schenkungen u. s. w., eher zu erweitern als zu verstopfen. — Ueber italienische Faulheit ferner richtig zu urtheilen, ist auch nicht so leicht, als Mancher wähnt, der nicht über den Schein hinauskommt. In welchem Lande freilich trifft man so viel Maulaffen in den Straßen, als hier — denen man zurufen möchte: Wollt Ihr gleich zur Arbeit, Tagediebe, was thut Ihr gaffen? Wo sind so viel Müßiggänger zu allen Tagesstunden in und vor den Kaffeehäusern versammelt, als in Italien? Da liegen mitten in der Arbeitszeit die Schläfer ausgestreckt auf den öffentlichen Plätzen, vor den Kirchenportalen, auf allen Stufen und Treppen; da sitzen ganze Reihen

*) Die Schweizer betrachten Italien überhaupt als ihre Domäne, die sie als Kaufleute und Fabrikherren nach Kräften ausbeuten. Man hat sie mit Recht die Armenier Italiens genannt. In Mailand hielten sie es mit den Oesterreichern und hatten auch sonst für die Freuden und Leiden des Landes und der Nation kein Herz.

Schaufstiger und verlieren die kostbare Zeit; bei dem geringsten Ereigniß und Wortwechsel auf der Straße strömt von allen Seiten der Chorus herbei, starrt mit schwarzen Augen neugierig hin und nimmt sich Zeit die Entwicklung abzuwarten. Wie schaffen sich alle diese den Unterhalt? Wer verrichtet die Arbeiten, von denen der Bestand der Gesellschaft abhängt? Muß nicht Verarmung und Entvölkerung die Folge sein? — Sieht man wieder umgekehrt auf die mühselige und sorgfältige Bodenbenutzung, bei der nichts verloren gehen, kein Augenblick versäumt werden darf, auf den Kampf des Menschen mit sterilem Felsengrund, auf das gespannte ländliche Pachtssystem, bei dem nur die äußerste Anstrengung die Familie vor dem gänzlichen Ruin retten kann — sind dies nicht auch Italiener? Wie unermüdet ist der Handwerker, wie betriebsam der Kaufmann! wie jagt der Geschäftsmann unausgesetzt dem Erwerbe nach! wie überwältigt der Richter, der Advocat die schwere Last der Arbeiten! wie ist der Gelehrte in das Archiv, das Laboratorium, in sein Museum gebannt! Besuche macht man nur am späten Abend, um niemand in seinem Geschäfte zu stören — so sagt schon der ehrwürdige Mittermaier in einem Buche voll trefflicher Charakteristik *). Diese ungeheuren Mauern und zahllosen hochgethürmten Städte, diese Palläste, Brücken, Kunststraßen, Wasserbauten sind die Frucht italienischer Arbeit, so wie auch der trotz der allerungünstigsten Verhältnisse nicht unbedeutende Nationalreichtum durch productiven Fleiß hat erworben werden müssen. Die emsige Arbeit der Lombarden und Venetianer hat viele Jahre lang mit ihren Zwanzigern dem unersättlichen Wiener Fiskus Nahrung geben müssen, der wohl wußte, daß die italienischen Provinzen die reichsten des Kaiserstaates waren. Wir sehen die Italiener auf der Straße im müßiggängerischen Nichtsthun, blicken deshalb auf sie herab und vergessen, wie viel Stunden wir ungesehen zu Hause in der Gemächlichkeit des Schlafrocks, mit Weib und Kindern, in bequemer Gemüthlichkeit, bei Lectüre der Gartenlaube, im Gespräche mit dem Better Michel, mit wenig Wiß und viel Behagen verträumen und verdehnen, von der Bierkanne und dem breiten Schmausen gar nicht zu reden. Man schlage in Italien dem ersten besten Faulenzler auf der Straße ein Geschäft oder eine Hülfsleistung vor, bei der etwas zu verdienen ist, man gebe ihm auf, eine Bestellung auszurichten oder ein schweres Gepäck zu tragen, und man wird sehen wie er aufspringt und mit Begierde, mit funkelnden

*) Italienische Zustände, Heidelberg 1844. S. 15.

Augen die dargebotene Gelegenheit zum Erwerbe ergreift. Denn man nenne ihn nun träge oder nicht, passive Bequemlichkeit liegt nicht in seiner Natur.

Aber nicht bloß faul, auch verschmigt, tückisch, betrügerisch soll er sein; wässche Arglist ist ein beliebtes Stichwort. Gewiß ist mancher deutsche Reisende, der in Italien noch ein Neuling war, arg übervorthelt und schmähslich überlistet worden. Der ungeschlachte Fremdling, der nichts merkt, der die Rolle des Riesen in den alten Märschen spielt und am liebsten gleich dreinhauen möchte, reizt den Italiener unwiderstehlich zur Spitzbüberei. Dazu die Meinung von seinem ungeheuren Reichthum, mit dem er, der Barbar, doch nichts anzufangen weiß. Uebrigens darf das Benehmen der Facchino's und Oste's gegen den lordo aus England nicht verwechselt werden mit dem Verhalten der Italiener unter einander — da fällt viel weniger Betrug vor, denn sie kennen sich gegenseitig und der Versuch löst sich in Lachen auf; es ist wie ein Spiel des Wizes und Scharfsinns, in welchem Jeder den Andern zu übertreffen sucht. Wir glauben, daß der lebhafteste Italiener gar nicht so weit Heuchler ist, daß nicht eine Tücke, die er im Herzen führt, in den Zügen seines Gesichts und dem Blick seiner Augen dem Menschenkenner sich verriethe. Auch widersteht er einer Berufung auf seine Ehre, auf Würde der Gesinnung, besonders wenn sie in etwas pathetisch-rednerischer Form auftritt, nicht leicht: da erwacht sein Stolz, da regt sich sein Sinn für das moralisch Große und Prächtige und man kann sicher sein, daß er aus dem Versteck hervortritt. Wer die Italiener zu nehmen weiß, der findet in ihnen die liebenswürdigsten und zutraulichsten Menschen, die, wenn man ihnen freundlich zuspricht, auch gern Vernunft annehmen; aber das hochfahrende Wesen der meisten Reisenden, verbunden mit Unkenntniß der Sprache, die Heftigkeit und der Ausdruck der Verachtung, die Schimpfwörter und Drohungen sind grade das Mittel, Kutscher, Verkäufer u. s. w. in ihren unbilligen Forderungen zu bestärken*). Bei alle dem wollen wir gern zugeben, daß jene grad-

*) Arnoldt Ruge, „Aus früherer Zeit“, 3, S. 392: „Hier will ich nur gleich bemerken, daß ich kein gutherzigeres und gefügigeres Volk kenne als die Italiener, die Wirths und Kutscher gar nicht ausgenommen, daß ich ein ganzes Jahr lang immer mit ihnen auf dem freundschaftlichsten Fuße gestanden und mich fast nie mit ihnen überworfen habe. Wer sie freundlich behandelt und vernünftig mit ihnen redet, ist ganz sicher, eben so von ihnen behandelt zu werden, und die vielen Klagen über die Italiener haben alle ihren Grund in der Ungeschicklichkeit und Unliebenswürdigkeit der Klagen. Der Italiener hat vielleicht

sinnige Treue, deren wir uns rühmen, in Italien seltener zu finden ist, schon weil der Italiener bei heftigem Begehren viel zu klug ist, um, wenn Hindernisse entgegenstehen, nicht zu Seitenwegen sich verführen zu lassen.

Aber auch grausam ist er, wenn wir Bischer in seinen „Neuen kritischen Gängen“ trauen wollen. Bischer, im Grunde ein Freund des italienischen Volkes, der es, wie wir glauben, auch hinreichend kennt, um ein gewichtiges Wort zu sprechen, hat sich doch neuerdings unter das Patronat der Gotta'schen Officin begeben und damit die Pflicht übernommen, seine Leiter nach der dort geltenden Stimmgabel einzurichten. Er hat in Mailand in der Nähe des Doms geblendete Singvögel feil bieten sehen und benützt diesen Umstand als Zeugniß für den grausamen Sinn des Volkes, vergißt aber, daß die geblendeten Thierchen Lockvögel waren, geblindet zum Behufe der Jagd, nicht aus Freude an der Sache, und daß wer alle Missethaten des Menschen gegen die Thiere, wenn es sich um Jagd, Nahrung u. s. w. handelt, aufzählen wollte, viel zu thun hätte. Wahr ist, daß der Italiener, besonders im Süden, gegen Pferd und Esel oft unbarmherzig ist: es hängt dies mit der antiken, objectiven Sinnesart zusammen, die kein sentimentales Verhältniß zur Natur kennt, einer Sinnesart, die Bischer selbst in mehr als einer Stelle seiner Schriften mit so erschöpfender Tiefe dargestellt hat. Niemals aber wäre denen, die einigen Vögeln die Augen ausstechen, damit sie andere Vögel fangen helfen, oder überhaupt einem Italiener, und wäre er auch der grausamste, zu thun möglich gewesen, was z. B. die Oesterreicher im August des Jahres 1849 in Mailand thaten — die auf öffentlichem Platz 34 Personen, größtentheils dem gebildeten Mittelstande angehörig, Kaufleute, Beamte, Gewerbetreibende, darunter auch ein Nobile, weil sie an einem Straßenkrawall Theil genommen haben sollten, inmitten eines Soldatencarré's auspeitschen ließen, während zwei Frauenzimmer dieselbe Strafe im Castell erlitten. Bei dem bloßen Gedanken daran sträubt sich jedem Italiener das Haar: öffentliche Ruthestreiche erscheinen ihm so scythisch-barbarisch, daß Messer und Dolch dagegen eine Wohlthat wäre*).

noch mehr Humor und Biederkeit als der Franzose und ist durchschnittlich eben so gekelt und bedächtigt als der Deutsche u. s. w.“

*) Charakteristisch war auch in diesem Fall das Benehmen der Augsburger N. Zeitung. Nachdem sie eine Weile den Vorfall ignorirt, entnimmt sie endlich, da die Sache auch in Wien anfängt Aufsehen zu machen, der Wiener Allg. Zeitungscorrespondenz, einem Organ, das, wie sie sagt, „die loyalste Haltung gegen die Regierung beobachtet“, folgenden Be-

Aber wie er grausam ist, so ist der Italiener auch feige. Italien ist das Land der Feigen — dieser mäßige Wortwitz hat bei österreichischen Officieren auf dem Marcuspiaz Glück gemacht. Der Italiener ist feige, wenn man will — wie eine nervöse Organisation, eine vormalende Phantastie den Muth ausschließt, der das Ergebniß derberer Complexion zu sein pflegt, der Italiener ist aber auch kühn und hat dies oft bewiesen; nur muß ihn eine Idee berauschen, ein Vortheil ihm winken, sein Gefühl für eine Sache gewonnen sein. Seit den Zeiten Marco Polo's und des Columbus hat mancher Italiener gefährliche Reisen nach fernen Ländern unternommen, wie noch neulich jene vier lombardischen Seidenzüchter ins Innere von Turkestan; Tausende und aber Tausende haben die noch schrecklicheren Gefahren nicht gescheut, mit denen die Inquisition und der argwöhnische Despotismus drohte: Beispiele dazu liefern die Kasematten des Spielberg und des Kuffstein mit ihren jahrelangen stummen Leiden, vor denen jeder rechtschaffene Desterreicher diesseits und jenseits der Donau in heilsamer Vorsicht sich hütet. Eine andere Frage ist freilich, wie der italienische Soldat in der Schlacht, der Kanone gegenüber — im Angesicht des brutal nach dem französischen Lagerausdruck — sich benehmen würde. Guicciardini behauptete, drei italienische Soldaten seien gleich einem spa-

richt: „Ein Bataillon war im Carré aufgestellt. Inmitten desselben standen die Angeklagten in einer Reihe. Kaum war das Urtheil verlesen, so stürzten sie sämmtlich auf die Knie und flehten mit wahrhaft bewegter Stimme um Milde rung des Urtheils. Vergebens. Sechs Bänke wurden herbeigeschleppt, und die Execution beginnt unter furchtbarem herzerreisendem Geheul. Die meisten Zuschauer zerstreuten sich; denn das Unglaubliche mit anzusehn, ja spottend und höhrend auf die unglücklichen Opfer zu deuten, war wohl nur einigen Individuen, die wir nicht näher bezeichnen wollen [von der Polizei bezahltes Publikum?], möglich. Ein junger Mann von weicher Körperbildung war vergebens niedergekniet. Kaum war der erste Streich gefallen, so stürzte er von der Bank herunter. Beim zweiten Streich wiederfuhr ihm dasselbe, worauf ihn zwei Soldaten faßten und mit Gewalt auf die Bank schleuderten, daß er wie ein Klotz steif und halbtodt dort liegen blieb. Cavalleriepatrouillen und Gensdarmen zogen fortwährend auf und nieder; kein Italiener wagte sich in die Nähe [waren die obigen „Individuen“ also Desterreicher?]. — — Am nächsten Tage wurden die Bestraften entlassen, verschwanden aber sämmtlich aus Mailand.“ Mit diesem Bericht war die Sache für die Augsburger Zeitung abgethan: sie wagte kein Wort des Vorwurfs gegen die Urheber. Die Namen der Unglücklichen, auch der beiden jungen Frauenzimmer, finden sich bei Gualterio, gli ultimi rivolgimenti, im ersten Bande. Stockprügel ist übrigens das dritte Wort im Munde österreichischer Beamten, wenn sie von den Italienern reden. Bezeichnend ist es, daß der österreichische Stock schon am 5. December 1746 in Genua einen Aufstand erregte und zur Befreiung der Stadt von ihren Drängern führte.

nischen Infanteristen; aber damals waren die spanischen Heere die ersten in Europa und die kleinen Kriege der italienischen Condottieri nichts als taktisches Spiel der Heersführer ohne viel Blutvergießen. Venedig und Rom wurden in neuerer Zeit tapfer vertheidigt, aber — es war eben Vertheidigung, und hinter Mauern, Hecken u. s. w. sind auch entnerote Aflaten noch des Heldenmuthes fähig. Bei Duellen — und solche fielen zwischen österreichischen Officieren und italienischen Civilisten nicht selten vor — benahmen sich die Italiener mit muthigem Anstande, aber hier kam der Stolz der Persönlichkeit ins Spiel, der den Italiener nicht leicht verläßt. Im allgemeinen hat der gemeine Mann in Italien — mit Ausnahme des Piemontesen — keine große Neigung zum Soldatenleben; die Einsperrung in Casernen, die Einstellung in Reih und Glied, wo der Einzelne unterschiedslos verschwindet, ist seinem Individualitätsgefühl zuwider; die Versetzung in das eigentliche Oesterreich kam ihm gar wie eine Verweisung nach Sibirien vor. Ich habe öfter in Oberitalien österreichische und italienische Krieger zu vergleichen Gelegenheit gehabt, allerdings nur auf Paraden und im Garnisonleben. Dem feinem Gliederbau, dem niedrigeren Wuchs, der etwas schlaffen, verdrossenen, nachlässigen Haltung der Italiener gegenüber strotzten die österreichischen Soldaten von robuster Muskelkraft, welche die strammen weißen Röcke und blauen Hosen oft zu sprengen drohte. Ein österreichischer Publicist hat aus diesem Verhältniß ein Recht Oesterreichs auf Herrschaft über die schwächern Italiener herzuleiten gesucht, allein, wenn hier überhaupt von Herrschaft und Dienst gesprochen werden dürfte, so wäre der umgekehrte Schluß richtiger: der Slave gehorcht mit seiner physischen Kraft dem geistig überlegenen, wenn auch schwächeren Herren. Oesterreich hat in seinen halbwildern Völkern einen trefflichen Rohstoff für neuere mechanisirte Kriegskunst — das ist unleugbar. Allein die Kriegsgeschichte dieses Jahrhunderts hat auch bewiesen, daß das technisch-mechanische Moment nicht allein und nicht immer den Ausschlag giebt. Italienische Tirailleurs würden sich in Berggegenden wohl mit den österreichischen messen können, italienische Artillerie steht gleichfalls der österreichischen schwerlich nach und diese Waffe ist in neuerer Zeit in demselben Maße zu größerer Bedeutung gekommen, als die der Cavallerie abgenommen hat. Ein Vortheil für Italien ist es, daß in dem überall von Kanälen, Hecken und Baumreihen durchschnittenen Lande die Cavallerie, diese Steppenwaffe, die den Stolz der österreichischen Armee bildet und die in den Pustten Ungarns so wirksam ist, wenig zur Anwendung kommen kann.

Doch muthig oder nicht — daß der Italiener gemüthlos, ohne religiöse Tiefe, daß er ein halbheidnischer Katholik ist, daß er warmes, inniges Familienleben und Wohnlichkeit und Reinlichkeit des Hauses nicht kennt und statt dessen nur auf leeren Prunk bedacht ist — das sind Vorwürfe, die besonders oft von Engländern und Norddeutschen erhoben werden und in den Augen derselben besonders schwer wiegen. Aber auch hier hätte man sich das Leben nach fremden abstracten Maßstäben zu beurtheilen. Das germanische Haus ist ein heiliger Bezirk, der darum gepflegt, sauber geordnet und geschmückt wird, die wahre Heimath, in die wir von Geschäften und Spaziergängen, überhaupt aus der fremden Welt gern zurückkehren, in der wir unser Glück finden, in der uns das Herz wieder aufgeht. Wie öde und unbehaglich sind dagegen italienische Wohnräume! Staub und Spinnweb, Zugwind und jenes geschäftige Volk, das Göthe lieber hatte als die Nebel des Nordens, alter unbequemer Hausrath in halbleeren Steinsälen, halbgeschlossene Thüren, blinde oder zerbrochene Fensterscheiben, steinerne Treppen und Fußböden, selbst in Marmorpalästen die Einrichtung zugleich prächtig und dürftig, nichts einladend als das hohe, harte, reinliche, eine quadratische Fläche bildende Bett mit dem gerollten Polster für das Haupt — auf das warme Klima trefflich berechnet. Aber eben das Klima, sowie die antike Tradition erklärt auch die italienische Hauswirthschaft. Der Italiener lebt im Freien, auf der Straße, im Kaffeehause, im Gerichtshof u. s. w. und verläßt das Haus, so oft Sonnenbrand und Regenschauer es erlauben. Die Frauen und Mädchen sitzen auf der Terrasse, besuchen die Kirchen, erwarten die Stunde der Corsosahrt und des Theaters. Wie die Lampen, die Tische, die Gestelle aller Art u. s. w. in den Augen moderner Techniker höchst unvollkommen construirt, doch immer noch die klassischen schönen Formen an sich tragen, so bildet auch der Aufenthalt im umschlossenen Hof unter freiem Himmel, auf öffentlichem Versammlungsplatz, unter dem Porticus, auf marmornen Treppenstufen, auf Straße und Markt, in Kirche und Theater u. s. w. nach antiker Weise den Haupttheil im System des Lebens und der Sitte*). Für jede freie

*) Wie alle Stände den öffentlichen Platz als gemeinsamen Saal betrachten und neben einander ihre Hantierung treiben, zeigt auf ergößliche Weise gleich die erste Scene des Schauspiels von Golboni: *il ventaglio*. Der Schauplatz ist *una villa del Milanese delle Case nuove*. Bei Ausgang des Vorhangs sieht man folgende Personen auf der Bühne: *Geltruda* und *Candida* auf der Terrasse sitzend, beide mit Handarbeit beschäftigt; *Evaristo* (ein Signore) und der *Baron* in Lehnstühlen sitzend und Kaffee trinkend,

Stunde sich drinnen im Hause behaglich zu machen, fällt dem Italiener nicht ein. Geht ihm auf solche Art manche Tugend ab, die nur im engen häuslichen Kreise sich entwickelt, so hat er dafür um so mehr Sinn für Politik, die im Blute des deutschen Bürgermannes eigentlich ein fremder Tropfen ist. Auch im Punkt der Volksreligion wäre es ungerecht, nordisch-protestantische Innerlichkeit unter diesem Himmel zu verlangen. Göthe war froh, dem Zustand entronnen zu sein, wo er über sein Ich,

des unbefriedigten Geistes

Düstere Wege zu spähn, still in Betrachtung versank;

aber den frommen Engländer, wenn ihm die Sinnlichkeit dieser Religion vor Augen tritt, pflegt des Volkes zu jammern, zu dem er gekommen, und er möchte gleich eine Schiffsladung Bibeln importiren. Letzteres würde unter den alten Regierungen mit immerwährendem Kerker gebüßt worden sein: seit dem Jahre 1860 ist es erlaubt und diese Erlaubniß wird denn auch von eifrigen Methodisten fleißig benutzt. Man darf zweifeln, daß der Erfolg sehr glänzend sein wird. In der That, Sonntags in ungeschmückter Kirche auf hölzernen Bänken sitzen und lange Lieder nach 300 Jahr alten Melodien singen, schwarzangethan in demüthiger Anmaßung umhergehen, in lauter Bibelsprüchen reden, Hausandacht halten, lautlose Bußtage feiern, allein das körperlose Wort verehren — dies alles würde dem Italiener schmecken wie schwedisches Haselbrod. Schon die nordische Trennung in Geist und Sinnlichkeit ist diesen Menschen nicht gegeben, deren Gesichtspunkt immerfort der des Schönen ist. Ohne Darstellung kennen sie keine Andacht, ihr Innerstes müssen sie in sinnliche Gegenwart verwandeln. Sie schmücken das Mysterium mit allem Lichter- und Blumenglanz, mit Musik und Farben, damit seine Erscheinung seinem un-

neben jedem eine Jagdflinte; der Graf vom Lande in Ueberrock und Strohhut und mit einem Stöcke, zunächst dem Apotheker, sitzend, in einem Buche lesend; Timoteo (eben der Apotheker) in seinem Laden stehend und auf dem Fensterbrett etwas in einem messingenen Mörser zerstoßend; Giannina (ein Bauermädchen) vor ihrer Thür sitzend und strickend; Susanna (eine Kramhändlerin) vor ihrem Laden sitzend und nähend; Coronato (Gastwirth) auf einer Bank vor dem Wirthshause sitzend, mit einem Rechnungsbuch und einem Bleistift in der Hand; Crespino (ein Schuster) auf seiner Bank sitzend; Moracchio (Bauerhutsch) einen Jagdhund an einem Stricke haltend und ihm Brodstücke vorwerfend; Scavezzo (Diener im Wirthshause) ein Huhn ruffend; Limoncino (Diener im Kaffeehause) mit einem Präsentirteller in der Hand in der Nähe der beiden Kaffee trinkenden Herren wartend, bis er die Tassen fortnehmen könne; Cognino (Diener der beiden Damen) die Vorderseite des Landhauses säubend und vor der Thür segnend.

endlichen Werthe gleichkomme. Mystische Verzückung, brünstiger Erguß, grenzenlose Hingabe ist auch dem Italiener nicht fremd. In den Schleier gehüllt, liegt die junge Frau vor dem Bilde der santissima madre di Dio auf den Knien, ganz aufgelöst in Schmerz und Bonne, allein in der einsamen Seitenkapelle, der guten und mächtigen padrona ihr Anliegen vortragend; der Predigermönch auf öffentlichem Platz richtet unter reinigen Thränen die schmelzendsten, zärtlichsten Liebesworte an das Crucifix in seiner Hand, das er an einer langen Stange der umstehenden Menge zum Kusse darreicht; wenn während der Messe die Glocke erschallt, die das vollzogene Wunder und die Gegenwart des Allerheiligsten verkündet, dann fällt alles nieder wie vom Licht geblendet oder vom Donner des Himmels überwältigt, „kindliche Schauer treu in der Brust“. An Naturen, wie der heilige Franz von Assisi, der in ekstatischen Visionen mit dem Himmel und dann wieder sinnvoll-kindlich mit der Natur und ihren Geschöpfen verkehrte, oder der mailändische Erzbischof Federigo Borromeo, den Manzoni in seinem *promessi sposi* mit so viel Wärme geschildert hat, ist der italienische Boden in alter und neuer Zeit nicht arm gewesen. Dennoch ist der Italiener, wie auch Bischof bemerkt, im Grunde ein rationell denkendes Menschenkind, spanische Bigotterie ist ihm fremd und Gründen der Aufklärung ist er nicht unzugänglich. Die Wurzeln der Hierarchie liegen hier lange nicht so tief als in manchen Ländern jenseits der Alpen z. B. in Tyrol und Baiern oder in Köln und Münster, ja selbst im Vaterlande Voltaire's in Languedoc und in der Bretagne. Die eigentliche Philosophie hat natürlich in dem Italien, wie es bisher war, keine Stätte finden können. Dennoch fehlt es, wie wir glauben, an einer bedeutenden Anlage dazu nicht: wenigstens hat der Italiener die erste Vorbedingung dazu, den idealen Gang und Sinn vor manchem Andern, z. B. dem Engländer, der die Welt als mechanisches Werk und Gott als den Uhrmacher ansieht, voraus. Ist nicht in den beiden Neapolitanern Vanini und Giordano Bruno ein tief sinniger Pantheismus zuerst aus dem dürren Boden dualistischer Scholastik hervorgegangen, wenn auch, wie natürlich, anfangs bloß in schwärmerischer Gestalt? Und die Neapolitaner ist man gewohnt sich als unselbständige, nach bunten Lappen greifende Kinder vorzustellen, die aber noch heutzutage die schwierige deutsche Identitätsphilosophie und monistische Speculation aus dem Munde ihrer Lehrer mit ernster Sammlung aufnehmen. Man versuche, das was die Herren Vera und Spaventa den Studenten an der Universität Neapel, was Marselli in Turin, d'Ercole in

Pavia vertragen, den fellows im Trinity College oder sonst wo im Vereinigten Königreich zum Verständniß zu bringen — die Herren werden den ungläubigen german philosopher kaum ausreden lassen, sondern ihm als einem Uebertreter der Sazung schweigend den Rücken kehren. Nein, an Tiefe der Empfindung fehlt es dem Italiener nicht, wenn er auch Gemüth im specifischen Sinne des Wortes nicht besitzt. Er haßt glühend, zerschmilzt in Zärtlichkeit, begehrt verzehrend, ist betrübt zum Tode, jauchzt himmelhoch, spielt in übermüthiger Laune — und alles dies drückt er in Geberden und Blicken, in seiner melodiosen Musik und deren Vortrag aus. Was den akademischen Poeten an Wärme und Innigkeit abging, schien durch die in den letzten Jahren, so zu sagen, ganz neuentdeckte italienische Volkspoesie wieder gut gemacht. Die schönen Sammlungen toskanischer Lieder von Tigri, sicilianischer von Lionardo Vigo, piemontesischer von Constantin Nigra u. s. w. sind in Deutschland durch Kopisch, Paul Heyse, Gregorovius und den kundigen Verfasser der Artikel über italienische Volksdichtung im deutschen Museum von Pruz (1861 und 1863), in Frankreich durch Rathéry (*Revue des deux mondes*, März 1862) bekannt gemacht und von unserem romantischen Nachwuchs mit Jubel aufgenommen worden. „Es ist eine himmlische Erquickung wahrhafter Muse, sagt Gregorovius („Siciliana,“ S. 331), darin zu lesen und das elende Reimgefingel der Kunstpoeten zu vergessen. Daß diese Sammlungen gerade in dieser gegenwärtigen Epoche an das Licht gekommen sind, kann dem italienischen Volke zu großem Trost gereichen; denn diese ihre Volksdichtung ist die glänzendste Apologie Italiens, die je geschrieben worden ist; es ist das Volksparlament der Musen, welches seine Stimme auch vor dem Ausland erhebt, und sie wird gern vernommen werden.“ Billig durfte man erstaunt sein, auf diesem Boden überhaupt noch Volkslieder zu finden, die sonst ein Zeichen von Naturexistenz vor höhern Culturepochen sind. Aber eben dies hindert, in den genannten Sammlungen einen treuen Spiegel der italienischen Volkspsee und ihrer wesentlichen Züge zu finden. Diese Lieder sind ein Spiegel, hervorgegangen aus der Freude am Gesang als solchem, an Worten und Tönen, ein Zeitvertreib in müßigen Stunden, nicht ein Ausbruch des übervollen Herzens. Das deutsche Volkslied ringt vergebens nach Ausdruck, das italienische tändelt in schmeichelndem Empfindungs-, Witz- und Klangspiel. Der Unterschied von Natur- und Kunstpoesie gilt für Italien eigentlich gar nicht oder nicht in dem Maße wie in germanischen Landen. Nördlich der Alpen,

wo die Stände durch eine weite Kluft getrennt, wo die höhern Schichten von antiker und mannichfach vermittelter ausländischer Bildung durchdrungen sind, da malen und dichten die Künstler für diese begünstigten und entwickeltern Kreise, indes tief unten im Dunkel des Volks Lieder umgehen, empfindungstief, ungeschickt, wortkarg, die von raffinierten ästhetischen Kennern aufgefangen werden. Aber eben Bildnisse, wo solche Waldblumen wachsen, giebt es in Italien wenig oder gar nicht: das niedere Volk, so unwissend es sein mag, wandelt doch im Lichte und auch sein Singen ist schon Kunst d. h. Niederschlag einer alten Kultur. Und hier gerade ist der Punkt, wo der Unterschied germanischen und romanischen Charakters seine eigentliche Wurzel hat. Man hat für den Gegensatz beider Völkergruppen die richtige, nur abstracte Formel überwiegenden Wesens auf der einen, vorwaltender Form auf der andern Seite aufgestellt, aber geschichtlich angesehen löst sich derselbe in den realern von Natur und Kunst auf. Die Germanen sind verhältnißmäßig spät in die europäische Geschichte eingetreten und hierin liegt ihr Verhältniß zu der südwestlichen Welt auch für die Folgezeit ausgesprochen. Das Neue, das sie brachten, war nicht absolut ein solches, ihre Freiheit dieselbe, die einige Jahrhunderte früher die Kelten, noch früher die italienischen Völker besaßen, aber in langer Bildungsgeschichte überschritten hatten. Kulturentwicklung führt zu festen Resultaten menschlicher Einrichtungen und Vorstellungen: das Leben erstarrt in Formen, die, an sich ein schöner Gewinn langer Arbeit, doch leicht zu einem Neuffersten, zum Geisteskerker werden. Nachgekommene Völker, die noch am Anfange stehen, bringen dann Barbarei, aber zugleich neuen Trieb des Wachstums. Es beginnt der Proceß der Entfaltung von Neuem, bei den Einem von der rohen Naturgrundlage aus, unter unausgesetzter Oberherrschaft anderswo erreichter Bildungsergebnisse, die aber als Joch empfunden werden und gegen welche von Zeit zu Zeit das natürlich-nationale Bewußtsein reagirt, bei den Andern von eben diesen Ergebnissen aus, die zwar immer noch die Gefahr frühzeitiger Fixation — Scholastik, Dogma, Despotismus, conventionelle Normen, Regel, Formalismus — mit sich bringen, dafür aber als tiefere Durchdringung mit edler Menschlichkeit, die zur zweiten Natur geworden ist, und als Schönheit und Bestimmtheit fortwirkend sich kund thun. Dies alles ließe sich leicht an Recht, Kunst, Poesie, Sitte, Staat, Kirche u. s. w. im Einzelnen belegen — wenn wir damit nicht über die Grenzen dieser Skizze hinausgeführt würden.

Man mag im Uebrigen den Italienern so viel Böses nachsagen, als man wolle, gewiß ist, daß, auch im Falle die Gegner Recht hätten, immer nur ein Weg der Rettung bliebe, derselbe, den das italienische Volk in der neuesten Zeit eingeschlagen hat. Nur die Freiheit erzieht den Charakter, nur das öffentliche Leben bildet Männer, nur die weiteren Verhältnisse eines größern Staates erzeugen Menschen von weitem und großem Sinn. Erwägt man, welches der bisherige kirchliche, politische und ökonomische Zustand war, so muß man erstaunen über das Maß von Energie, das der Italiener in so langer Knechtschaft sich zu erhalten gewußt hat. Jahrhunderte lang konnte auf der Halbinsel z. B. kein Buch erscheinen ohne die *approvazione*, die *licentia superiorum* u. s. w., das heißt ohne daß es durch den mehrfachen Sichtsapparat der politischen Polizei und der Inquisition hindurchgegangen war, und man weiß, wie liberal die Denkart der geschorenen Köpfe in der Mönchskutte und der von Madrid, Rom und Wien aus bestellten Gedankenwächter war. Was blieb unter solchen Umständen als Feld literarischer und künstlerischer Thätigkeit übrig? Römische Antiquitäten, mittelalterliche Localgeschichte, die sog. *Academien* d. h. Gesellschaften zur Sprachreinigung und Versmacherei, die inhaltslose Rhetorik, die entnervende *Belletristik*, der Cultus der Primadonnen, der conventionelle Singsang der Oper, die flitterbenähten Lumpen der Theaterdeclamation, die nichtsnutzige bloß formale Kunst der Improvisatoren und Sonettenschmiede mit ihren *rime obbligate* und ihrer *Trinkgeldbettelei*. Rehfuß („Briefe aus Italien“, I, S. 101 f.) berechnete am Anfang dieses Jahrhunderts die Zahl der in Italien gleichzeitig ihr Handwerk betreibenden Sonettendichter auf 200,000, so daß jede 75-ste Seele eine Dichterseele war — eine Biffer, die für sich selbst spricht. Da alles verboten war, was des Menschen würdig ist, so war auch die Geselligkeit theils nichtig, theils verdorben: man denke nur an das *Cicisbeat*. Wie konnte — um eine andere Seite des nationalen Lebens zu berühren — auf der weit wie ein langer Molo ins mittelländische Meer hinausgestreckten Halbinsel die Seefahrt sich entwickeln, wenn politische Furcht der vielen kleinen Staaten die Küstenschiffahrt, überall die Grundlage größerer maritimen Unternehmungen, hinderte oder unmöglich machte? Kein Fahrzeug konnte aus Livorno nach Neapel, von Venedig nach Ancona, ja selbst nicht von Neapel nach Palermo, ohne die Ausweise und Gebühren, denen fremde Schiffe in den genannten Häfen unterworfen waren. Schlimmer noch, als in dem römischen Priesterstaat, dem immer noch aus alter Zeit eine gewisse Würde

und Größe innewohnte, stand es um Neapel und Sicilien. Diese spanischen Nebenländer erfuhren drittehalb Jahrhunderte lang den ertödtenden Einfluß der spanischen feudaldespotischen Regierungsweise, dessen Folgen auch nach den Reformen des ersten Bourbons, Karls III., und seines Ministers Tanucci nicht so leicht verwunden wurden. Mit der französischen Revolution brach auch für Italien der Tag der Auferstehung an: Bonaparte's Armeen, der Wechsel der Herrscher und der Grenzen, die Gesetzbücher und Einrichtungen der Republik und des Kaiserthums reinigten den stockenden Boden, durchschnitten ihn, so zu sagen, nach allen Seiten mit Abzugsgräben und streuten die politische Saat aus, die wir jetzt in Halmen stehen sehen. Niemand wird leugnen dürfen, daß die Italiener, dies angeblich entartete Volk — entartet, damit es der fremden Gewaltherrschaft nicht an einem Vorwande fehle — in der neuesten Zeit ein eminentes politisches Talent bewiesen haben. Zwei Eigenschaften, die schwer erworben werden, besonders von politisch handelnden Massen, und die man den Italienern vor allem abzuspochen geneigt war, Geduld und Disciplin, gerade diese Eigenschaften sind in den Jahren, die dem Frieden von Villafranca folgten, in bemerkenswerther Weise hervorgetreten. Der Drang nach nationaler Einheit ist so mächtig geworden, daß er, es komme was da wolle, nicht mehr aufzuhalten ist. Haben nicht Städte wie Mailand und Florenz, ja selbst Neapel, ruhig das Scepter niedergelegt und im großitalischen Gefühle sich Turin untergeordnet? Mögen diejenigen unter uns, die die italienische Politik als viel zu irdisch bekritteln, sich fragen, ob z. B. München zu Gunsten Berlins ein Gleiches thun würde? Der Hinweis auf Nizza erledigt sich durch den Satz, daß wer den Zweck will, auch die Mittel wollen muß. Da ohne die Abtretung ein reales Italien nicht zu Stande gekommen wäre, so wäre dann auch Nizza nicht italienisch geworden. Daß das Einheitsstreben nicht zum Extrem führe, wie im alten Rom, dafür bürgt der Municipalgeist, der locale Wettseifer, das Gefühl der Landsmannschaft, der Stolz auf Geburtsort und Wohnstätte, die Gewohnheit der Wirksamkeit in städtischen Gemeinden. Das Wesentliche und Entscheidende aber ist, daß die italienische Bewegung nicht als rohe Stammverwandtschaft, sondern als Kultursphäre erscheint; daß sie nicht Eigensinn der Race, sondern politisch-sittlich ist; daß die sich realisirende Nationalität eins und dasselbe ist mit Realisation von Bildung und Freiheit. Denn ein Volkskrieg gegen das Fremde, als bloß natürlicher Zug, kann gut und böse, kulturmäßig und kulturfeindlich sein und hat an sich noch nicht das Recht auf seiner

Seite. Wenn die Griechen ihre nationalen Heiligthümer bei Marathon und Salamis verteidigten, so retteten sie damit die Freiheit des Abendlandes überhaupt und ihre nationale Sache war die der ganzen Menschheit. Wenn aber die Hindus sich der britischen Civilisation erwehren, wenn die Beduinen Algiers zum heiligen Krieg aufstehen, wenn die Kroaten ein eigenes Reich bilden wollen und die Tyroler für die „Glaubenseinheit“ ihres Stammes und Landes bereit sind zur Büchse zu greifen, so mag es Interessirte geben, die daran ihr Wohlgefallen finden, humane Sympathie wird solchen Ausbrüchen vaterländischen Racentriebes nicht zu Theil. Die Geburt des Königreichs Italien aber war ein Sieg des Fortschritts in Europa und die Nation Dante's und Rafaels, Cavours und Garibaldi's darf wohl den Anspruch erheben, ihre eigenen Wege zu gehen und sich nicht von Kroaten und Tyrolern beherrschen zu lassen.

Kein reifer Beurtheiler wird übrigens erwarten, daß die Schäden in so vielen Zweigen des Staatslebens, der Erziehung und der Volkswirtschaft in Italien wie durch Zauber verschwinden könnten oder daß nicht Generationen sich ablösen müßten, um die Spuren langer Leiden zu tilgen. Die Zeit der Arbeit, die mühsame Praxis realer Vermittelungen beginnt erst. Was Noth thut ist nicht kindischer Siegesjubel vor dem Kampfe, sondern die auch in Momenten der Enttäuschung anscharrende Ueberzeugung, die mannhafte, ernste, wortkarge, zähe, dauernde, im Kleinen, im Alltäglichen sich bewährende, immer streitbare Tugend. Bei aller politischen Anlage hat der Italiener doch mehr als ein Anderer gewisse schädliche Neigungen zu überwinden: den declamatorischen Rothern und die Charlatanerie, den komischen Humor und die Selbstverspottung, die so leicht außerhalb des Zweckes setzt, die Freude an Darstellung, an Festen, an Demonstrationen, die *politica spettaculosa*. Letztere blühte besonders zu der Zeit, wo Pionono der Held war, und hat sie auch, wie Neuchlin in seiner Geschichte Italiens sich ausdrückt, „manche harte Herzensfaser erweicht“ und veredelnder gewirkt „als viele fürstliche Geburtstagsfeier = Diners“, so ist es doch gewiß ein Zeichen größerer Reife, daß seitdem an Stelle dieser phantastrenden Symbolik immer mehr die Realität getreten ist. Das Land, von dem die eigentliche politische That ausging, Piemont, war auch in jener Zeit des Wort- und Schauspiel-Enthusiasmus das nüchternste, etwa wie Preußen in Deutschland, während Neapel sich auch jetzt noch die Feste nicht nehmen lassen will. Vielleicht knüpft sich auch in Deutschland der Fortschritt nicht an diejenigen, deren drittes Wort deutsch ist, die mit

Fahnen und Farben Aufzüge halten und z. B. zu Schützenfesten zusammenströmen, ehe noch das Ziel getroffen, ja ehe noch ein solches recht gefunden und aufgesteckt worden. Saure Wochen, frohe Feste — heißt es auch in der Politik. Die Zeit der Arbeit steht Italien, wie gesagt, noch erst recht bevor. Die Gesetzgebung hat schonende Rücksichten aller Art zu nehmen; der Aufgaben bleiben viele und sehr verwickelte, die permanente Bewaffnung, die doch wieder durch die Lage der Dinge gefordert wird, zehrt an den Finanzen des Landes. Kirchen- und Klostergüter lassen sich einziehen; ein Stand freier Bodenbesitzer kann auf ihnen, wie in Frankreich, geschaffen werden, aber beides wie allmählig! Der Adel, der, anders als der deutsche, der nationalen Sache größtentheils sehr ergeben gewesen ist, darf fürs Erste nicht an seinen Besitzrechten angegriffen werden: den unglücklichen Pächtern auf Halb- ja Drittelertrag, den ländlichen Proletariern kann der Staat, so lange die neue Ordnung der Dinge nicht völlig consolidirt ist, nicht direkt zu Hülfe kommen. An die Stelle des Pachtsystems freies Eigenthum zu setzen — dies muß für das kommende Jahrhundert ein Hauptziel des regenerirten Italien sein. Dann allein kann die Bodenkultur von der Stufe der Kindheit sich erheben, auf der sie in der südlichen Hälfte des Landes trotz antiker Tradition, großen Fleißes und milden Himmels sich befindet.

Ein Wort über das Brigantenwesen wird sich hier passend anschließen. Die Gründe dieser Erscheinung sind nicht einfach. Erstens finden wir die Neigung, auf Gebirgspfaden mit der Flinte umherzuschleichen und sich durch Raub sein Leben täglich zu verdienen, bei allen Völkern um das Mittelmeer herum eingewurzelt: wie der brigante klettert der spanische guerillero und contrabandiero, der griechische Klephte, der Beduine in Syrien und am Atlas lieber mit dem Gewehr in der Hand herum, als daß er den schweren Pflug lenkte und sich ein festes Haus baute. Wir haben es also hier mit einem Stück Sitten- oder Kulturgeographie zu thun. Zweitens ist das Banditenleben historisches Erbtheil der Gegend, in der es bis auf den heutigen Tag geblüht hat. Die Tradition geht hier bis auf das höchste Alterthum hinaus: es genüge das eine Zeugniß des Livius anzuführen, der unter dem Jahre 185 v. Chr. erzählt, der die Provinz Tarent verwaltende Prätor L. Postumius habe von Räubern aus dem Hirtenstande, die die Wege und das gemeine Weideland unsicher machten, gegen siebentaufend zum Tode verurtheilt^{*)}. Solche *latrones*

^{*)} Liv. 39, 29: Tarentum provinciam L. Postumius praetor habebat. Is de pa-

und *grassatores* werden auch in den spätern Zeiten der Römerherrschaft in Süditalien erwähnt; daß ihr Stamm im Mittelalter nicht ausging, versteht sich von selbst. In den Revolutionswechselfen am Ende des vorigen und am Anfang dieses Jahrhunderts stand das Räuberwesen in voller Blüthe und wurde schon damals von der reactionären Partei für nationale Erhebung ausgegeben. Während der Bourbonenherrschaft erlosch die Krankheit eigentlich nie, sie trug nur einen chronischen Charakter. Die gegen die Räuber ausgesickten Ehirren thaten es den erstern an Gewalt und Bedrückung gleich; sehr gewöhnlich war bekanntlich das Mittel, mit einem gefährlichen Räuberhauptmann wie mit einer feindlichen Macht zu *pacificiren* und ihn um den Preis einer anständigen Versorgung zur Niederlegung der Waffen zu bewegen. Ein auf diese Weise geographisch und historisch dem Boden inhärirendes Uebel ist schwer zu bekämpfen. Dem modernen Staat indeß mit den Mitteln seiner polizeilichen Technik müßte gelingen, was frühern Jahrhunderten unmöglich war — wenn nicht eine dritte Klasse von Ursachen hinzukäme, die den Proceß der Heilung langsam macht, eben der erwähnte gedrückte Stand des Landvolks. Besitzlos, ohne Kapital, also ohne Mittel, vortheilhaftere Kulturarten anzuwenden, den die Vorschüsse leistenden Produktenhändlern und den adeligen Eigenthümern tief verschuldet, zu der angestrengtesten und doch für ihn fruchtlosen Arbeit genöthigt — wie konnte der *contadino* der Versuchung widerstehen, an dem socialen Kriege der Armen gegen die Reichen Theil zu nehmen? War er gar ein elender *terrazzano* im Tavogliere di Puglia, wo es nur Weidewirthschaft und große Güter giebt, d. h. ein heimatloser Proletarier, ein ohnehin unstäter Hirte, gewohnt die Heerde bewaffnet zu hüten, was lag näher als auf Kosten der Besitzenden sein Glück zu suchen? Der ausführliche und interessante Bericht der Untersuchungscommission der italienischen Deputirtenkammer hat durch die sprechendsten Zeugnisse dargethan, daß in den Provinzen, wo der ökonomische Zustand der Agrarbevölkerung verhältnißmäßig befriedigend ist, der *brigantaggio* keine Wurzel hat fassen können; von dem Punkt an, wo jener Zustand sich verschlechtert, alsbald die Symptome dieses auftreten; wo der ländliche Wohlstand tief darniederliegt, wie in den Provinzen Molise, Capitanata u. s. w., das Räuberwesen

storum conjuratione, qui vias latrocinii pascuaque publica infesta habuerant, quaestionem severe exercuit. Ad septem millia hominum condemnavit: multi inde sugerunt, de multis sumptum est supplicium.

unvertilglich scheint*). Nun giebt es zwar noch sonst in der Welt Landstriche, wo der Bauer unter dem Druck der Armuth schmachtet und sein Elend in stummer Gleichgültigkeit fortschleppt, keiner Erhebung fähig. Das persönliche Freiheitsgefühl ist aber auch bei diesem Theil des italienischen Volkes nicht erloschen; die ihm angeborne Phantasie spiegelt ihm Gold und Schätze vor; der tiefe Haß gegen die signori und possidenti und gegen die Bürger der Städte**) vereinigt die Landbevölkerung gleichsam zu einer allgemeinen stillschweigenden Verschwörung; die Natur des gebirgigen Landes kommt dem Unabhängigkeitsstun zu Hülfe. Denn — und hiermit kommen wir auf unsern Ausgangspunkt zurück — so schwer die Last der Armuth auf den Schultern der untern Klassen ruhen mag, so systematisch seit Jahrhunderten dies Volk durch Censur und Pfaffenthum, Argwohn des Despotismus, vergiftende Spionage, Zerstückelung des Gebietes, Gewalt des Auslandes, Brutalität fremder Soldaten, Rechtsverdrehung, Pflege und Erhaltung alles Niedrigen, Erstickung alles Höheren im Menschen — mißhandelt und in Schlaf gelullt worden, dennoch ist es ungebroschen und noch immer durch Elasticität des Geistes und Stolz der körperlichen Haltung die Freude der Künstler. Wer diese Menschen und ihre Geberden nicht gesehen, ihre Accente nicht gehört hat, der konnte durch Adelaide Ristori einen Begriff davon bekommen. Die tragische Plastik dieser Künstlerin war die eingeborene Tochter des Volkes: so deklamiren die Weiber am Brunnen, so leidenschaftlich streiten sie über die Straße, jede an der Schwelle ihrer Hausthür sitzend, so stehen sie versteinert da, so blitzschnell schwingen sie das Messer, so funkeln ihre Augen, so schleudern sie Zorn- und Schmachrufe. Eine Scene, die Otto Speyer („Bilder ital. Landes und Lebens“, II., S. 203 ff.) bei Agrigent in Sicilien erlebte, mag das Gesagte deutlich machen:

„Zwei noch junge Frauen kamen in lebhaftem Wortwechsel den Berg hinab. Wenige Schritte von uns entfernt blieben sie stehen; immer lebhafter wurden ihre Geberden, immer

*) Der Bericht ist von Massari im Namen der Commission abgefaßt und wurde im August 1863 publicirt.

**) Dieser Gegensatz wurde unter König Ferdinand II. sogar zum Regierungshebel und daher geflissentlich genähert und, wo er nicht bestand, künstlich eingeeimpft. „Ich regiere so, sagte der König, daß wenn ich das Reich verlassen müßte, ich meinem Nachfolger eine 50-jährige Anarchie vermachen würde.“ Garibaldi und seine Rothhemden wurden nur deshalb auch vom niedern Volke mit solchem Jubel empfangen, weil er als Befreier vom Joch des Bürgerstandes und überhaupt der Gebildeten galt. Dieser Wahn ist noch nicht erloschen.

jorniger die Blitze ihrer sprühenden Augen, immer rascher und rauschender der Redestrom, der ununterbrochen von Weiber Lippen floss. Nach dem Wenigen, was wir davon verstehen konnten, schien es sich um das eheliche Verhältniß der Einen zu handeln, in welches die Andere störend eingegriffen haben sollte. Bald kam es von Worten zu Thaten. Wie Furien fielen die beiden Weiber über einander her; bald waren die Gesichter blutig, die Haare aufgelöst; andere Männer und Frauen stürzten auf das Hülfsgeschrei herbei und suchten sie zu trennen; vergebens, sie wurden selbst von der Wuth der Kämpfenden mitangefestekt; es entstand ein förmliches, zunächst jedoch nur mit Häufen und Nägeln geführtes Gefecht. Aber schon wurden Steine aufgehoben, schon blutete Einer aus einer großen Kopfwunde, schon blitzte eine Messerflinge in der Luft, und ein junges Frauenzimmer wurde von ihrer Gegnerin bei den Haaren auf der Erde umhergeschleift; da wurden die Weiber durch die zahlreichen herbeieilenden Nachbarn, unter denen auch ein Polizeibeamter in Uniform erschien, mit Gewalt auseinandergeriffen. Nun begann das Wortgefecht von Neuem, aber nach wenigen Minuten (verstehen konnten wir nichts von den Verhandlungen) schien alles ins Reine gebracht und die ganze Gesellschaft verließ den Kampfplatz, allem Anschein nach, in Frieden und Einigkeit. Nur jene erwähnte junge Frau, die von ihrer Gegnerin so arg mißhandelt worden war, blieb zurück, schüttelte drohend ihre geballte Hand hinter der Fortgehenden, setzte sich dann weinend auf den Boden und begann, während sie ihre langen aufgelösten Flechten durch die Hand gleiten ließ, einen leidenschaftlichen Monolog, der hauptsächlich an einen gewissen, mit allen möglichen Liebes- und Schimpfnamen zugleich überhäuft, „Cecco“ gerichtet war. Dann stand sie wieder auf, warf die Haare aus dem Gesicht, faßte den zerzausten Mantel mit der einen Hand zusammen, streckte den andern Arm drohend in der Richtung aus, wo ihre Feindin verschwunden war, stand einige Minuten lang regungslos wie eine Bildsäule in einer Stellung, die einer Rachel als Phädra oder Medea hätte zum Muster dienen können, und schritt dann dicht an uns vorüber, ohne uns eines Blickes zu würdigen. Es lag in dieser entfesselten, ihr selbst und ihrer Umgebung unbewußten Leidenschaft eines Weibes aus dem Volke etwas Großartiges, Gewaltiges, das unsere Blicke wie mit Zaubermacht fesselte“.

So weit Speyer, dies war eine einfache Bäuerin und doch wie un-mittelbar vom tragischen Theater, aus einem Stück des Aeschylus genommen. Aber auch dem Maler eröffnet dies Volksleben die reichsten Quellen für seine Kunst. Durch die Größe des Ausdrucks, die es an sich trägt, erheben sich alltägliche Genrescenen zu historischen Bildern, in eine höhere Kunstsphäre. Dies empfand Leopold Robert: er, der Genremaler, wurde auf diesem Boden, ohne daß er es wußte und wollte, zum Geschichtsmaler; Einfalt und Adel dieses Volkslebens — er gebraucht diese Worte selbst in einem seiner Briefe — drückten seinen Darstellungen den Stempel heroischen, idealen Stiles auf. Der junge Bursche auf dem Bilde der Schnitter kann wohl ein Telemachos oder Antiochos sein, er kann ein Drestes werden, wenn ihn der Bahn der Leidenschaft ergreift; dieser alte venetianische Fischer, fern über das Meer blickend — aus ihm spricht ein

Columbus; jener schlafende von seinem Weibe bewachte Räuber — ist er nicht ein todmüder Held, den die Uebermacht verfolgt, der sich aber nicht fangen lassen, sondern im Kampfe fallen wird? Der Garibaldizug, der Brigantenkrieg der letzten Jahre ist reich an malerischen Momenten aller Art gewesen, die nur des Künstlers harren. Hätte L. Robert z. B. bei folgender Scene, die sich im Herbste 1863 im gebirgigen Theil der Terra di Lavoro zutrug, zugegen sein und sie auf die Leinwand heften können! Dort war eines Tages eine Anzahl Räuber von Bersaglieren verfolgt worden und hatte in einer Höhle des Berges la Palombara, einige Stunden von Cerreto, Zuflucht gefunden. Den Zugang zu dieser Höhle bildete ein schwindelnder Felsenpfad, wie sie in jenem Gebirge vorkommen, und jeder Soldat, der sich hätte hinaufswagen wollen, wäre unfehlbar durch einen Schuß von oben niedergestreckt worden. Da aber die Höhle keinen andern Ausgang hatte, warteten die Bersaglieri unten, bis der Mangel die Räuber oben gezwungen haben würde sich zu ergeben. Dies dauerte Tage lang. Von oben hörte man fröhliche Rufe, hin und wieder einen Schuß, Gesang, Tanz, denn die briganti hatten einige Frauen bei sich, wie auch Wein und Mundvorrath; zu den harrenden Soldaten unten sammelten sich Landleute der Umgegend, brachten Körbe mit Früchten, Krüge mit Wein und Del herbei, Feuer wurden angezündet, ein Markt bildete sich, das Tamburin ertönte, die Tänze gingen auch hier die Nacht hindurch fort — alles dies unter dem neapolitanischen Himmel, auf unebenem Terrain, beim Farbenschein der Abend- und Morgen-sonne! So wird diesem Volke alles zum Fest und das Leben zur Dichtung! Nach einigen Tagen, nachdem die Lebensmittel verzehrt und Ermüdung eingetreten war, stiegen die Räuber herab: da sie sich unbewaffnet ergaben, mögen sie mit dem Leben davongekommen sein. — Unzählige Maler haben solche und andere italienische Sittenbilder geliefert, aber Keiner mit so innig poetischem Verständniß als jener Meister aus dem Zuragebirge. Genre-scenen sind auch von allen Enden der Welt herbeigebracht worden, aus der helgolander Bauerhütte, vom bairischen Hochlande, und von wo nicht? — aber sie bleiben Genrebilder, im besten Falle traulich, herzlich und gemüthlich; Menschenadel geben sie uns nicht zu schauen und der realistische Stil stel nicht unmittelbar mit Idealität zusammen. Das ist und bleibt das Vorrecht Italiens.

Naturbilder aus Estland.

Ein am 24. Nov. 1861 im Hörsaal des Gymnasiums zu Reval
gehaltener Vortrag.

Wenn der Sinn für Naturschönheiten als ein so allgemein verbreiteter angesehen werden kann, daß man wohl geradezu behaupten möchte, er sei dem menschlichen Gemüthe angeboren und ein unveräußerliches Eigenthum eines jeden guten Menschen, so verschieden auch seine Bildungsstufe sein möge, so erscheint es vorzugsweise noch als ein eigenthümliches Zeichen der Gegenwart, daß die Freude an der Natur, das allgemein und entschieden gefühlte Bedürfniß nach Erkenntniß derselben in kaum einer andern Periode der gesellschaftlichen Entwicklung lebhafter ausgesprochen und befriedigender erfüllt worden ist als eben in unsern Tagen. — Aber die Eigenthümlichkeit der Menschennatur tritt uns auch hier bei Befriedigung dieses Bedürfnißes auf eine Weise entgegen, welche nicht wenig geeignet ist, einen wesentlichen Theil unserer möglichen Freude an der Natur und unseres nächsten Genusses daran zu verkümmern. Wir folgen mit gespannter Aufmerksamkeit den Fahrten kühner Forscher über Land und Meere, ihren Abenteuern und Entdeckungen, wir bereichern unsere Phantasie mit den leuchtenden, farbigen Bildern einer üppigen Tropenwelt, wandeln mit fremdartigen Menschengestalten im Schatten der Tamarinden- und Palmenhaine, oder lauschen dem Brausen der Ströme, welche donnernd von den ewigen Häuptern riesiger Gebirge niederstürzen; wir versetzen uns in die Unwirthlichkeit und das stumme Grausen der Polarzone; wir folgen

dem kundigen Führer in die Eingeweide der Erde, aus denen der Bergmann das ungeläuterte Metall, der Forscher das reine Gold der Wissenschaft zu Tage fördert, oder auch zu den Höhen des Sternenhimmels, zu den zahllosen Welten die dort stumm und still ihre ewigen Kreise ziehen — und verlieren leicht über der Romantik der fernern Naturwunder den Boden der Wirklichkeit unter unsern Füßen, indem unsere nächste Umgebung, das Land, worin wir, wie Schiller sagt, „leidlich“ wohnen, uns eine unbekannte Welt bleibt. Ueberall führt uns des Herzens unerklärtes Sehnen hinaus aus der Wirklichkeit in das Reich der Phantasie und der Ideale. Das, was wir haben und besitzen, glauben wir auch genau zu kennen und wir geben uns davon, als von etwas Gewohntem, Selbstverständlichem, so wenig wie möglich Rechenschaft, um mit unsern Wünschen und Anschauungen lieber durch eine fremde, ferne Welt zu irren, welche wir mit der Zauberkrast unserer Phantasie noch herrlicher ausstatten, als sie meistens in der Wirklichkeit ist. Die vorwurfsvolle Frage Göthe's:

Warum willst du weiter schweifen?

Sieh' das Gute liegt so nah'!

finden wir wohl poetisch schön, allein die reelle Antwort darauf bleiben wir schuldig. — Und so werde ich voraussetzen können, daß selbst in dieser erlesenen Versammlung nicht Wenige sein dürften, welche die Natur fernern Welttheile, die Eigenthümlichkeiten derselben, die hervorragendsten Einzelheiten der fremden Thier- und Pflanzenwelt, genauer, deutlicher und ich möchte sagen lebensvoller zu beschreiben im Stande wären als den kleinen, armen Theil unserer großen, wunderreichen Erde, welchen wir eben zusammen bewohnen. Es ist dies, wie ich schon bemerkte — und Gleiches begegnet uns noch in vielen andern Beziehungen des innern wie äußern Lebens — eine Eigenthümlichkeit der Menschennatur überhaupt. Und doch überall, in den Tropen, wo die glühende Sonne die Gewürze Indiens kocht, wie da, wo ewiges Eis dem weitem Forschen eine undurchdringliche Schranke baut, überall, also auch bei uns hier, ist die Natur reich und schön; denn eben darin besteht eine große, unerreichbare Kunst der Natur, aus einem und demselben Brunnen Jedem an jedem Orte etwas Anderes für seinen Sinn und sein Gemüth schöpfen zu lassen. Für das kindliche, ahnungsvolle Menschenherz, welches die Stimmen in Gottes herrlicher Natur hören und verstehen will, für das mit Sorgen und Kummer belastete, für das mit sich selbst zerfallene Gemüth, welches im Tempel der Schöpfung Ruhe und Erholung, Frieden und neue Lebenslust sucht;

für den Wißbegierigen, welcher Belehrung und Stoff zu ernstern Betrachtungen und Schlüssen aus der Natur sammelt — ihnen allen kann schon die nächste Umgebung unendlich viel sein und bieten, wenn eben nur der Wille da ist, die Natur verstehen zu wollen.

Fragen wir nun aber, was so laut und vernehmlich überall in der Natur zu uns redet und worin die unverstegbare Quelle sinniger Genüsse und Empfindungen besteht, welche uns auf allen Wegen in Gottes großem Garten entgegenprudelt, so ist es überall zunächst die Pflanzenwelt, die uns besonders anspricht und welche auch vorwiegend jeder Landschaft ihren eigenthümlichen Typus, ihre Phystognomie ausdrückt; es ist die Pflanzenwelt, die Pflanzendecke der Erde, an welche wir unwillkürlich auch immer zunächst denken, wenn wir von einer Erholung in der freien Natur reden. Während uns die Thierwelt nur selten ein Bild der Beständigkeit Ruhe und des Friedens, sondern weit eher einen ewigen schonungslosen Kampf vor Augen stellt, zeigt sich im Pflanzenreiche jene edle Harmonie, die von jedem kindlichen unverdorbenen Gemüthe mitempfunden und begriffen wird und welche allein im Stande ist, den Gesamteindruck einer Gegend zu einem wohlthuenden zu machen. Die gesteigerte Neigung zur Pflanzen- und Blütenwelt, die sich im regern Studium der botanischen Wissenschaften, im Gartenbau und der demselben verwandten Verschönerung der landschaftlichen Umgebung überhaupt ausspricht, ist nicht nur ein vorübergehendes Symptom unserer sentimentalen Epoche; so war es mehr oder weniger immer, so oft nur die Zeitverhältnisse eine freiere Entwicklung gestatteten; es ist eine Erscheinung, die in dem geheimnißvollen Naturdrang der Menschenbrust überhaupt wurzelt. Denn gewiß, es giebt ein Band, welches die Pflanzenwelt und das menschliche Gemüth leise aber unzertrennlich umschlingt und welches schon in der ersten Kindheit des Menschengeschlechtes gewoben wurde, wie sich aus den Traditionen der verschiedenen Religionsysteme des grauen Alterthumes beweisen läßt. In einer glücklichen pflanzenreichen Landschaft, in einem Garten stand das Paradies, das Gan Eden der jüdischen Mythe, von dem uns Moses bereits 1600 Jahre vor Christi Geburt ein Gemälde von so allgemein gültiger Natur entwerfen konnte, daß unsere ästhetische Empfindung noch heutigen Tages an eine reizende Landschaft keine andern Ansprüche machen könnte, woraus sich also der höchst bemerkenswerthe Schluß ziehen läßt, daß der Sinn für Naturschönheit in uns kein wandelbarer, sondern ein ewig angeborener ist. Begegnen wir doch auch in den Gärten der Hesperiden, dem

Aufenthalt der Heiligen des griechischen Polytheismus, einem dem vorigen sehr verwandten Gedanken, jedenfalls einem leise verklungenen Nachhall des verlorenen Paradieses. Ebenfalls ausgestattet mit allen Reizen einer baum- und blüthenreichen Landschaft ist das Bild, welches uns Skylax, ein Geograph des 5. Jahrhunderts v. C. von ihnen entwirft, nach welchem sie mit Bäumen jeglicher Gattung dicht und regellos bewachsen waren, und Goldäpfel und Granaten, Maulbeeren und Weinreben, Oliven, Mandeln und Wallnüsse, blühende Schneeballen, Myrten, Lorbeeren, Ephen und wilde Delbäume in lieblichen Gruppen enthielten. Besonders auffallend wird die Aehnlichkeit der griechischen Mythe mit dem Paradies der Genests durch den verhängnißvollen Apfel der Eva und die goldenen Äpfel der Juno, durch den Engel mit dem flammenden Schwerte und den nie schlafenden Drachen, welcher die Gärten der Hesperiden bewachte. Das griechische Alterthum hatte überhaupt eine reiche Symbolik der Pflanzen, während sich in Aegypten und Indien schon weit früher ein förmlicher Pflanzencultus entwickelt hatte. Wir begegnen endlich, merkwürdig genug, wenn auch in späterer Zeit, in dem Paradies der Muhamedaner einem neuen Beweise, wie das menschliche Gemüth überall dem geheimnißvollen Naturdrange zur Pflanzenwelt sich hingiebt, denn auch hier öffnet sich uns eine üppige Landschaft mit schattigen Grotten, dufenden Lauben, voll flüsternder Bäume und springender Wasser.

Und über diesen Wohnstätten seliger Wesen ist ebenfalls, wie über unsere Landschaft, der blaue Himmel ausgespannt, der sein hohes mit goldenen Sternen bestecktes Dach darüber breitet, und der Friede, den uns die Sterne heimlich künden, gleicht er nicht dem Frieden, der aus der Pflanzenwelt zu uns redet? Sterne am Himmel sind das, was die Blumen auf der Erde; wie sind sie beide so vertraut dem kindlichen Gemüthe, dem reinen Menschenfinn! Getrennt von einander durch ungeheure Fernen und doch verbunden mit einander durch den Zauber, den sie auf die träumende Erde ausgießen.

Bei allen Völkern und zu allen Zeiten windet sich das Kind Blüthen zum Kranze um das lockige Haupt, und Blumen auch sind die treuen Boten der Liebe:

„Das Schönste sucht er auf den Fluren,
Womit er seine Liebe schmückt.“

Und Blüthen und Bäume sind es wieder, die da trauern helfen am Grabe der Entschlafenen. Und so umflieht von der Wiege bis zur Bahre ein

inniges sinniges Band das Menschengeschlecht und die Pflanzenwelt. Unleugbar liegen selbst unsern gegenwärtigen Anschauungen und den einzelnen Begriffen, welche wir mit dem Charakter und der Bedeutung mancher Pflanzen zu verbinden gewohnt sind, uralte Allegorien zu Grunde, die wie eine geheimnißvolle Offenbarung das gesammte Menschengeschlecht begleiten.

Doch begnügen wir uns, dieses verführerische Thema der Pflanzensymbolik nur leise berührt zu haben! Die andere, uns hier näher angehende Seite der Sache besteht darin, daß die Pflanzenschöpfung schon durch ihre stetige Größe und Massenvertheilung auf unsere Einbildungskraft wirkt und uns veranlaßt, noch mehr Empfindung und Bedeutung hineinzulegen, als sie uns unmittelbar entgegenbringt. Dieses ist der Gesichtspunkt, von welchem aus ich die Pflanzenwelt unseres Vaterlandes zu betrachten habe. Wenn — wie A. v. Humboldt so geistvoll entwickelt hat — die Kenntniß von dem Naturcharakter verschiedener Weltgegenden auf das innigste mit der Geschichte des Menschengeschlechts und mit der seiner Kultur verknüpft ist, so wird es keiner weitern Rechtfertigung für den nachfolgenden Versuch bedürfen.

Es ist wahr, es giebt reichere Länder als Estland, welches als Theil der großen nordischen Ebene nur geringe Bodenerhebungen aufzuweisen hat, die also nicht im Stande sind der Landschaft den Stempel des Erhabenen zu verleihen; um so mehr kann es nur die Vegetation allein sein, welche in die Gleichförmigkeit des Terrains Charakter und Leben zu bringen bestimmt ist. Nun beschränkt freilich der hohe Breitengrad, unter welchem unser Gebiet liegt und dessen Einfluß nur wenig durch die Nähe des Meeres gemildert ist, natürlich auch bedeutend die Mannichfaltigkeit und Abwechslung der pflanzlichen Erscheinungen, doch die Verbreitung der Gewächse im Wesentlichen von der Wärmevertheilung auf der Erde abhängig zeigt. Allein trotzdem bietet unser Estland ein charakteristisches und keineswegs unpoetisches Bild unter dem Typus der nordischen Landschaft dar. An der Grenze der kältern gemäßigten Zone gelegen, bereits zur subarktischen Zone der Pflanzengeographen gehörig, trägt es vorzugsweise Nadelhölzer, während dagegen die Laubholzformen selten zu größern geschlossenen Wäldern zusammentreten. Es vereinigen sich aber noch andere Umstände, welche nicht eben günstig auf die Entwicklung unserer Pflanzenwelt einwirken. Ganz Estland besteht, gleich dem benachbarten Ingermanland, aus einem kalkfelsigen Untergrunde, welcher zur ältern silurischen Formation gehört und dessen obere Schicht

von dem sogenannten Trilobitenkalk gebildet ist, welcher, auffallend reich an interessanten Petrefacten, an vielen Stellen frei zu Tage liegt. Meistens ist dieses Grundgestein nur mit einer sehr dünnen Schicht Kalkkrümmreicher Dammerde überlagert, welche keine üppige Vegetation zu ernähren im Stande ist; indem es nun theilweise aus mächtigen Platten gebildet austritt, so übt es auch dadurch einen bedeutenden Einfluß auf die Scenerie der Landschaft, daß es, wenig geeignet die oberirdischen Wasser durchzulassen, zahlreiche Moräste und kleinere Landseen veranlaßt, welche dann natürlich von einer Vegetation begleitet sind, die, wenn auch nicht des charakteristischen Interesses, doch leicht des Malerischen entbehrt.

Das hervorragendste Material zur Landschaft in Estland ist also, wie gesagt, das Nadelholz und zwar in den Gestalten der Tanne und der Kiefer oder Föhre*), deren überwiegender Bestand die ganze subarktische Zone zu einem eigentlichen Waldlande macht, eine Bezeichnung, welche Estland, trotz der zeitlich geübten schlimmen Forstwirtschaft noch immer beanspruchen darf. Die Stelle der immergrünen Laubwälder der wärmern gemäßigten Zone gewissermaßen einnehmend, mildern sie wesentlich den öden Charakter unserer Winterlandschaften, welche ohne die, wenn auch erstens, doch immer lebensverrathender Farben des Nadelholzes bei der Monate lang die Erde verhüllenden Schneedecke ein trostloses Bild abgeben würden; „sie verkünden“, sagt Humboldt in seinen Ansichten der Natur, „gleichsam den nordischen Völkern, daß, wenn Schnee und Eis den Boden bedecken, das innere Leben der Pflanzen, wie das Prometheusche Feuer, nie auf unserm Planeten erlischt“. Zu diesem Bestande finden wir hier noch eine ziemliche Anzahl laubabwerfender Bäume, unter denen als der schönste und treueste nordische Laubbaum die Birke obenan zu stellen ist. Die Einzelentwicklung der Birke steht in Estland fast unübertroffen da, und sie ist es namentlich, welche bei uns in den häufigen Gruppierungen mit dem Nadelholze die lieblichsten Contraste vermittelt und deren Bedeutung auch in der Poesie der Esten keine geringe Rolle spielt. Ihre Verbreitung in den Norden hin ist bedeutend. Selbst in Lappland und dem nördlichsten Sibirien und auf der westlichen Hemisphäre noch in Grönland kommt sie baumartig vor. Anders dagegen verhält es sich mit der Eiche, welcher Baum in Estland seine Nordgrenze erreicht und soweit die

*) Unter Tanne oder Fichte verstehe man den Baum, für welchen man hier zu Lande die aus dem Schwedischen stammende Benennung Gräne anwendet, während man die Kiefer oder Föhre fälschlich „Tanne“ nennt.

noch vorhandenen Reste zu beurtheilen gestatten, allerdings sich kaum je zum Adel der deutschen Eiche erhoben hat. In den helllaubigen Eschen und Ahornbäumen, sowie in den weit in die Lüfte greifenden Rüstern und Espen, in den Linden, Ebereschen und unserm frühlingbegrüßenden Faulbaum schließt sich, bis auf zwei sogleich zu erwähnende charakteristische Laubhölzer, die höhere Reihe der estländischen Baumvegetation ab, wie auch keine der letztgenannten Arten in enger geschlossenen Wäldern, sondern nur in gemischten Gruppen auftritt und also zum größten Theile dem überwältigend ernstern Eindrucke der Nadelhölzer unterliegt.

Von einiger landschaftlichen Bedeutung dagegen werden an ihrem Plage zwei andere Laubholzformen: die Erlen, von denen die sogenannte weiße Erle (nach Chamisso) bis nach Kamtschatka hin vorkommt, und die Weidenarten, deren Estland allein 20 verschiedene Formen hervorbringt, von den niedrigsten strauchartigen Bildungen der Sandregion bis zu den höchsten Entwicklungen der Laubholzgestalt hinauf, und die geeignet sind, einen eigenthümlichen Einfluß auf die Scenerie mancher Gegenden auszuüben, da die leichte, graziose Neigung der schlanken Aeste, das neckende Spiel der leise bewegten Luft mit den spitzigen, schmalen und meist glänzenden Blättern sie zu einer der auffallendsten Gruppen unter allen Laubhölzern erhebt. Ein eigenthümlicher Reiz ihrer Erscheinung besteht noch besonders in ihrem Blüthenstande, welcher, größer und in die Augen fallender als aller unsern übrigen Waldbäume, zu einer Zeit eintritt, wo jede andere Vegetation größtentheils noch schlummert und kaum eine Ahnung des nahenden Frühlings verräth.

Haben wir nun das Material kennen gelernt, woraus die erfinderische Natur eine volle und frische, und was besonders in Betracht kommt, eine charakteristische Waldlandschaft in unserm Norden herstellt oder womit sie den Hintergrund eines blumigen Wiesengemäldes begrenzt, so ist nichts billiger, als auch dem Vegetationscharakter der niedern Pflanzen und Gräser diejenige Aufmerksamkeit zu schenken, welche sie im Landschaftsbilde nothwendig verdienen, — sind sie doch alle, so zu sagen, Steinchen, womit die Meisterin Natur den Mosaikboden ihres Tempels, der Erde, zusammensetzt, ausschmückt und Farben und Töne aus ihnen zusammenstellt, welche von dem innern Gemüthe des beschauenden Menschen begriffen und verstanden werden, wenigstens verstanden werden sollen. So reich, ja überraschend reich nun aber auch dem wissenschaftlichen Forscher und Sammler sich unsere Flora darbietet, so daß namentlich die nächste Um-

gebung unserer guten Stadt Reval für den Botaniker eine wahre Fundgrube der lieblichsten und seltensten Pflanzen ist — nach neuern Zählungen und Entdeckungen kommen von den sichtbarblühenden Pflanzenarten Est- Liv- und Kurlands allein um Reval herum 755 Arten wildwachsend vor — so wenig würde es für unsere flüchtige Beleuchtung des nordischen Vegetationscharakters im allgemeinen erheblich sein, wollte ich die Fülle dieser Gewächse einer speciellen Anführung und Betrachtung unterziehen, um so mehr als wohl nirgends sichtlicher als gerade in einem allgemein gehaltenen Vortrage die unvermeidlichen barbarischen Pflanzennamen die Luston der Anschauung stören würden. Diese Namen, deren bloße Kenntniß überhaupt wenig zu bedeuten hat wenn sie auch immer noch von Vielen als der wahre Schlüssel und Talisman zum Verständniß der ganzen Pflanzenwelt angesehen werden, lassen sich für unsern Zweck mit Vortheil auf gewisse einzelne Gruppenbezeichnungen von Gewächsen beschränken, welche den Charakter unserer nordischen Landschaft wesentlich bedingen. Denn so wünschenswerth nun allerdings jedem Gebildeten eine genauere Kenntniß der Vorkommnisse und Produkte namentlich seines Vaterlandes sein muß, so wäre es andererseits wirklich traurig, wenn jeder harmlose Mensch, welcher sich der Natur so recht von Herzen erfreuen möchte, dazu erst einer wissenschaftlichen Vorbereitung bedürfte. Und gerade darin liegt ja der Zauber der Pflanzenwelt in der wilden Naturlandschaft, daß sie eine Sprache redet, verständlich dem Unmündigen wie dem Weisen, dem Tauben wie dem Hörenden, dem Meister wie dem Schüler.

Unter den für die Phytognomie des Nordens besonders charakteristischen niedern Pflanzenformen steht namentlich eine voran, deren Name sogar zur allgemeinen Bezeichnung der Landstriche, auf welchen sie gemeinschaftlich und massenhaft auftritt, gebraucht wird und einen gefürchteten Klang hat, weil diese Pflanzen schon zu allen Zeiten und von vielen ackerbautreibenden Völkern nur mit sehr geringem Erfolg bekämpft wurden. Es ist dies die Form der Haidekräuter oder Haiden. Obgleich der Anblick einer blühend-erröthenden, namentlich einer frisch im Morgenthau gebadeten Haidegegend einen unendlich lieblichen und träumerischen Eindruck auf das Gemüth hervorbringt, so findet sich doch in der Haide-landschaft im allgemeinen das Bild der Armuth und Dürftigkeit so deutlich ausgesprochen, daß es selbst sprichwörtlich werden konnte. In unserm Estland fehlt den Haideplätzen, denen Deutschlands, Schwedens und Norwegens gegenüber, auch noch die persönliche Fülle und Kraft der Heide-

pflanze selbst, deren gedrückte Höhenentwicklung durch den fast immer dieselben Regionen besetzenden krüppeligen Wachholder besonders fühlbar und deutlich gemacht wird. An einem heißen Sommertage auf „dürre Haide“ irren zu müssen, auf welcher sich hier und da nur eine Zwergfichte trauernd erhebt, wo der Fuß auf den röthlichen borstenartigen Büscheln des kummervollen Graswuchses knistert und außer der leise summenden Bienenwelt keine Spur eines lebenden Wesens die hängliche Einsamkeit unterbricht, wäre allerdings keine poetische Wanderung, wenn sie nicht eben durch das Charakteristische in ihrer Art dem denkenden Menschen interessant werden könnte. Kommt hierzu nun, daß wir in Estland durchaus keine so ermüdend ausgedehnten und endlosen Heiden haben wie manche andere Länder von der Schelde in großen Zügen bis zum Ural, sondern dieselben immer in den tiefgrünen Rahmen näherer oder fernerer Nadelwälder eingestellt sind, so steigert sich glücklicher Weise ihr Totaleindruck auch nicht unmittelbar zu einem unerträglichen, obgleich andererseits freilich immer noch ein beträchtlicher Theil des Grundbestandes dem Feldbau und selbst der Viehzucht verloren geht, da die Haide nicht einmal zu einer nahrhaften Weide tauglich ist. Und doch quillt in diesen wasserlosen Strecken, welche nur mit den schwersten Opfern kulturfähig werden, ein tiefer reicher Brunnen voll herrlicher Süßigkeit. Hier ist das Land erschlossen, wo, wenn auch nicht Milch, doch reichlich Honig fließt — der Lieblingsaufenthalt der fleißigen Biene, welche aus den zartröthlichen, glockenförmigen, zu einer reichen und allerliebste geformten Blumentrispe vereinigten und die ganze Sommerzeit blühenden Haideblümchen den wohlschmeckendsten und reinsten Honig bereitet.

Zu unserm Estland kommen oft ziemlich schwer zu unterscheidende Uebergänge in den Bodenverhältnissen der mit Haide bestandenen Ländereien vor, welche dann mehr oder weniger von einer abweichenden Nebenv egetation begleitet sind. Es wird nämlich da, wo der Ackergrund die oberirdischen Wasser zurückhält oder irgend eine Neigung des Terrains die Ansammlung derselben begünstigt, der ohnedies für die Extreme großer Trockenheit und großer Nässe leicht zugängliche Haideboden zu einem torf- und moorhaltigen und dann leicht ungesund und versauerten Bestande. Unter solchen Umständen wird jedenfalls der Eindruck der Landschaft noch unendlich unwirthlicher und unbehaglicher. Es bilden sich da, wo einzelne größere Moor- und Haidepflanzen ihr unerquickliches und gedrücktes Leben fristen, kleine hüglichte Erhebungen, welche bald mit weißlichgrünem Torf-

moos bekleidet oder mit roth- und grünlöpfigen Becherflechten und manchen andern sehr niedlichen und seltenen phanerogamen Gewächsen bestanden sind, während dagegen die zahlreichen Vertiefungen zwischen den erwähnten Hügeln meist aller Vegetation entbehren oder doch ein sehr dürftiges Geschlecht, wahre *Paria*s unter den Pflanzen, hervorbringen und ernähren. Es gestattet die gewöhnliche Kläffe und Schlüpfrigkeit das Gehen auf solchen Strecken nur auf den kleinen schwankenden und schaukelnden Hügeln, wodurch freilich nur ein ebenso erschöpfender als unästhetischer Genuß erreicht wird. Solche Partien sind unendlich zahlreicher in Estland vertreten als das eigentliche, auch leider keineswegs sparsam vertheilte dürre und kümmerliche Haideland. Wenn ich mich nun auch absichtlich enthalten muß, die hier vorkommenden Gewächse einzeln anzuführen, so begegnen wir doch unter ihnen einer botanischen Merkwürdigkeit, welche ich um so weniger unerwähnt lassen kann, als sie gerade auf solche Standorte beschränkt ist, von denen wir eben zu sprechen Gelegenheit nahmen. Ich meine nämlich die *Potentilla fruticosa* L. der Botaniker, das strauchartige Fingerkraut, welches in einem Umkreise von ungefähr 10 □-Werst sich von Roddack über Haru, Jähna bis Fall ausbreitet, während es sich in ganz Deutschland gar nicht, in England, Schweden und Sicilien nur sparsam, endlich wieder in den Pyrenäen und, nach Ofen, hier und da in Nordamerika wiederfindet. Weiter tritt es in den kaukasischen Provinzen, Armenien und ganz Sibirien auf, von wo es bis Kamtschatka und auch nach dem arktischen Amerika hinüberreicht. Wenn auch keine Rede davon sein kann, daß die massenhafte Vertheilung dieser Pflanze, die in unserm Estland gewissermaßen inselartig auftritt, ein schönes Landschaftsbild hervorbringe, ja wenn sie stellenweise trotz ihrer unerschöpflichen gelben Blüthen einen trostlosen Anblick gewährt, wie namentlich auf dem Wege von Fall nach Jähna, wo sie auf manchen Strecken fast allein den ganzen pflanzlichen Bestand des moorig-hügligen Bodens ausmacht — so ist doch dieser Anblick so selten, vielleicht sogar so einzig in seiner Art und von so besonderem wissenschaftlichen Interesse, daß man über dieser Eigenthümlichkeit unserer Flora wohl leicht den weniger heitern Eindruck derselben vergessen mag.

In der Vegetation des entschiednen Moor- und Sumpfbodens, welcher durchschnittlich den dritten Theil unseres ganzen baltischen Gebietes ausmacht und schon deshalb ganz erklärlich eine große und ernste Bedeutung auf das allgemeine Landschaftsbild ausüben muß, begegnen wir aber

num ferner einer andern Gruppe von Gewächsen, welche in sehr zahlreichen, den Botanikern jedenfalls mehr als den Landwirthen interessanten Arten hierorts auftreten und überall besonders charakteristisch für solche Standorte sind: den Rietgäsern oder Seggen und den Wollgräsern, die den vorwiegenden Bestand unserer sogenannten sauern Wiesen bilden und viel von dem frischen lebhaften Grün der eigentlichen guten Futterwiesen mit ihrem buntpfarbigen Schmucke der mannichfaltigsten Wiesenkräuter entbehren. Durch Drainirung und überhaupt Trockenlegung solcher Terrains hat die neuere rationelle Landwirthschaft schon erhebliche und erfreuliche Errungenschaften an Kulturland gemacht (namentlich stehen die betreffenden Arbeiten des Herrn Grafen v. Keyserling als aufmunternde Belege oben an, und es kann und wird nicht fehlen, daß nach und nach durch fortgesetzten Fleiß nicht allein ein besserer Ertrag so bedeutender Bodenstrecken, sondern auch selbst ein erheblicher Einfluß auf das Klima und ein freundlicheres Landschaftsbild gewonnen werde. Der Moorboden überhaupt enthält bekanntlich eine große Menge ungelöster humöser Bodenbestandtheile, welche nach stattgefundener Entwässerung der lösenden Einwirkung der Atmosphäre zugänglich gemacht werden und dann weit mehr kulturfähige Elemente darbieten, als je unsere Haiden und dürren, steinigten und humusarmen Bodenstrecken bieten können, welche letztere namentlich eine noch kümmerlichere Vegetation tragen als das sprichwörtlich arme Haideland selbst. Was aber den Einfluß auf das Klima betrifft, so ist es selbstredend, daß diese tiefgrundigen, wasserreichen Moore die Wärme der Atmosphäre weit langsamer als andere Bodenlagen aufnehmen, wie denn Beispiele vorhanden sind, daß man selbst mitten im Sommer noch in gewissen Lagen gefrorene Partien unserer Moore beobachtet hat. So können die Moore nicht anders als herabdrückend auf die Lufttemperatur einwirken, und sie sind es, von welchen sich unsere späten Nachtfroste vor Johannis und unsere frühen nach Johannis zum größten Theile herschreiben. Es ist nicht uninteressant einiger Beobachtungen des Herrn v. Löwis zu gedenken, welche derselbe bereits vor längerer Zeit angestellt hat und welche in neuerer Zeit durch die Herren Wiedemann und Weber verglichen und vervollständigt wurden. Herr v. Löwis beobachtete den 31. Mai (also 12. Juni n. St.) den letzten Nachtfrost vor und den 10. (22.) August den ersten Nachtfrost nach Johannis. Am 1. (13.) Juni 1809 war, ebenso wie am 16. (28.) Juni 1810, der Boden in den Sümpfen noch gefroren. Nach harten Wintern, wie z. B. 1838, blieb die Erde in den Sümpfen bis in den

Zuli gefroren, ja man hat Beispiele, daß sie stellenweise gar nicht aufthaut. Ende Juli 1829 fand man in Estland die Moräste auf 16 Zoll Tiefe noch gefroren.

Dieser einförmigen und armen Vegetation unserer Heiden und Moore gegenüber, welcher wir gern eine kürzere Betrachtung gewidmet hätten, wenn sie nicht zu häufig in unserer Landschaft uns begegnete, treten uns aber andererseits, als freundlicher Gegensatz, die meist mit Gebüsch und Laubbäumen in der lieblichsten natürlichen Anordnung beständigen und gleich einem Teppich mit farbigen Blumen und Kräutern geschmückten Wiesenpartien entgegen, bald umgeben von wogenden Saatsfeldern und andern erquicklichen Spuren unmittelbaren menschlichen Fleißes, bald durchrauscht von silberklaren, murmelnden Bächen, bald begrenzt von dem durch einen Theil des Landes sich hinziehenden Höhenzuge — wodurch einzelne wirklich romantische Landschaften mit den reizendsten Fernsichten über Land und Meer hergestellt und alle die Zauber wachgerufen werden, welchen namentlich im Frühling das mit der Natur gewissermaßen neu erwachende Menschenherz so zugänglich ist. Die Ruhe und Sabbathstille, welche eine hervorragende Eigenthümlichkeit der nordischen Natur ist, erzeugt ein Gefühl des Ernsten und Sinnenden im Gemüthe, und da sich im Charakter unseres Nadelwaldes ein verwandtes Motiv düsterer Traurigkeit und melancholischen Träumens ausspricht, so erklärt sich hieraus Vieles in dem Charakter, der Sprache und der Poesie der Landesfinder. Und hierzu wirken nicht allein die schweren und trägen Massen der Nadelwälder, die trauernde Neigung der Birken, die einförmigen Umrisse und Bilder der Heide- und Moorstrecken, sondern namentlich auch die Farbentöne und Lichter, welche, über die ganze nordische Landschaft ausgegossen, ihnen erst Leben und tiefinnerste Bedeutung verleihen. Neben den Formen der Naturscenerien, welche, wie überall, so auch hier, selten mit einem Male wechseln, sondern meistens durch Uebergänge in einer Weise vermittelt und modificirt werden, welche gerade das Malerische der Landschaftspartien bedingt, ist es besonders auch die Färbung, welche die Umrisse des Ganzen und seiner Theile so schön erscheinen läßt und deren Töne sich in dem Empfindungs- und Gefühlswesen des Menschen wieder spiegeln. Gesetze der Farbengebung, welche im Großen vorzugsweise im Wechsel der Jahreszeit sich studiren lassen, verleihen wie der gemäßigten Zone, so auch unserer Landschaft einen Reiz, der den reichen Tropenländern ganz unbekannt ist. Trotz unserer Armut und Einseitigkeit von Pflanzenformen werden hier so über-

raschend schöne und materische Gemälde zusammengestellt, so lebhafteste Contraste und vielseitige Abwechslungen vermittelt und so wesentlich von denen der gemäßigten Zone abweichende Landschaftsbilder geschaffen, daß alle diese Wirkungen der Farbe abermals als ein charakteristisches Eigenthum unserer nordischen Natur gelten können.

Wie die Nähe des Meeres für die Ostseeprovinzen ein, wenn auch milderer, doch freilich unbeständigeres Klima bedingt, als für die Entwicklung der Feld- und Gartenkultur und ihrer Ernten eigentlich wünschenswerth ist, so ist auch einen großen Theil des Jahres die Färbung unseres Himmels der Art, daß dieselbe mit dem tiefblauen Himmel Italiens gar nicht und nicht einmal mit der lieblichen Himmelsbläue Deutschlands verglichen werden kann. Es ist jedenfalls wahr und verfehlt keineswegs seinen Einfluß auf das Landschaftsbild im allgemeinen, daß unser nordischer Himmel einen großen Theil des Jahres wie eine bleierne Decke über der Erde liegt und von dem Grün und den Farben der Pflanzenwelt den lieblichsten Schmelz verwischt. Daher kommt es, daß unsere nordische Landschaft fast zu jeder Jahreszeit, selbst in dem nach langem, schwerem Winter erwachten Lenze immer ein Gefühl eigenthümlicher Schwermuth und leisen, unerklärten Sehns in dem Gemüthe des Nordländers hervorbringt, ein Gefühl, welches sich nicht bloß auf den eingeborenen Theil der Bevölkerung beschränkt, und dessen auch Humboldt im zweiten Theile seines Kosmos pag. 31 gedenkt, wenn er sagt: „es ist eine vielfach geäußerte Meinung, daß bei den nordischen Völkern die Freude an der Natur, eine alte Sehnsucht nach den anmuthigen Gefilden von Italien und Griechenland, nach der wundervollen Ueppigkeit der Tropenvegetation, hauptsächlich einer langen winterlichen Entbehrung alles Naturgenusses zuzuschreiben sei.“ Jedenfalls kann ein solcher Ausspruch nur auf diejenigen Gruppen der Bevölkerung unseres Nordens Anwendung finden, in welchen ein gewisser durch Unterricht oder Reisen erreichter Bildungsgrad eine Kenntniß von der Natur jener glücklicheren Länder erwarten läßt. Allein es wurzelt nachweisbar diese schwermüthige Naturanschauung und dieses Sehnen nach etwas Unbestimmtem auch in denjenigen Schichten des Volkes, von welchen die obige Voraussetzung nicht gilt. Es fehlt diesem größern Theile des Volkes schon von der Wiege an jene übersprudelnde Fröhlichkeit des Herzens, jener leichte Sinn, der ein Erbtheil aller Völker eines heitern, glücklichen Himmelsstriches ist. Trübe wie sein Himmel, ernst wie seine Natur ist auch seiner Empfindungen Wesen, sind seine Lieder,

ist seine Musik. Alle Naturbilder der Esten, so wenig auch deren bekannt sind oder so fremd ihnen an sich ein gefühlvolleres Eingehen auf die Natur sein mag, sind trauriger, schwermüthiger Art. Ihre Melodien sind mehr ein Klageruf, ein Schmerzensschrei als ein Gesang. So selten auch diese Volksdichtung auf die freie Natur eingehen mag, so ist doch den wenigen bekannten Liedern eine poetische Tiefe der Anschauung nicht abzusprechen. Ich erinnere hier an ein Frühlingslied aus der reichen Sammlung estnischer Lieder unseres verdienstvollen Neus, im zweiten Bändchen derselben pag. 196, welches von charakteristisch trüber Färbung ist:

Wieder weht die Trauerbirke,
Grünt die Esp' in ihrem Wehn,
In des Moors, des großen, Mitte,
In den weiten Wüsteneien:
Auf ihr Mägdlein, auf ihr jungen,
Wehn zu brechen wir die Zweige, u. s. w.

Wie ganz anders klingt ein deutsches Frühlingslied mit seinem vollen frischen Seelenjubel! — Hierher zähle ich auch die auf das Menschenleben bezogenen Naturbilder, wie sie in der estnischen Volksdichtung häufig vorzukommen scheinen, z. B. das folgende aus einem Waisensliede:

Ach es starb die stolze Tanne,
Schwand die schöngekrauste Birke,
Ziel die wipfellose Föhre;
Neste blieben um zu klagen,
Blieb das Laub um Leid zu tragen u. s. w.

Fast alle Lieder des Volkes, namentlich die neuern, sind elegischer Natur, ganz wie auch der Ton und die Färbung unserer nordischen Landschaft im allgemeinen der Elegie angehört, und namentlich möchte ich darauf hinweisen, daß die Birke und der alte Nadelwald, als die vorherrschendsten Eindrücke der pflanzlichen Natur des Landes, nicht wenig dazu beigetragen haben dürften, der Poesie der nordischen Völker unwillkürlich eine solche Richtung zu geben. Nach den für die Aesthetik der Landschaftsmalerei und der daraus entwickelten Landschaftsgärtnerei aufgestellten Grundsätzen, welche auf gesticherten Beobachtungen der Wirkungen der Pflanzen in der Natur begründet sind, gehören das junge Nadelholz, die junge Birke, die Linde, die Erle, die Weide, sowie der Ahorn und die Eberesche vorzugsweise der Idylle an, während dagegen die höhere Birke und der ältere Nadelwald, sowie die Ulme oder Rüster immer die elegische Form bezeichnen.

Es ist von Personen, denen es vergönnt gewesen, die Naturschönheiten anderer Länder, namentlich das gesegnete Deutschland im Lenze, zu schauen, unserm Estlande vielfach der unverdiente Vorwurf gemacht worden, daß ihm der schönste Reiz des Jahres, der Frühling fehle und sich die Eintheilung der Jahreszeiten hier einfach auf einen kurzen Sommer und einen langen Winter beschränke. Es ist ein böswilliger und undankbarer Ausspruch! Bedingt auch die geographische Lage des Landes eine ganz natürliche Beschränkung der lenzlichen Entwicklungsperiode der Natur, so raubt sie uns doch durchaus nicht die Annehmlichkeiten einer Jahreszeit, welche durch das Wiedererwachen der ganzen Natur aus dem langen Winterschlaf die ersehnteste und gefeiertste vieler Nationen werden konnte. Freilich ist die Bezeichnung unseres Monats Mai als „Bonnemond“ nicht selten kaum etwas anderes als eine bittere Ironie; aber dafür entschädigt unsere Natur nach der wohl recht ermüdenden Einsörmigkeit eines langen und strengen Winters uns meistens durch eine überraschend schnelle Entfaltung der ganzen Vegetation, wie sie nur bei den in niedern Breiten ganz unbekanntem tageshellen Nächten ermöglicht wird. In diesen wunderschönen Nächten des nordischen Sommers liegt einer der unvergleichlichsten Reize der nordischen Zone; insbesondere über unserer Waldlandschaft, über ihrem Duft und Grün ruht in solchen Nächten ein Zauber, der allein schon mit so manchen andern Entbehrungen unseres Naturgenusses versöhnen kann, und nur die Gleichgültigkeit, die unschöne Tochter der Gewohnheit, vermag daran unergriffen vorüberzueilen.

Wenn wir zur Zeit der frischesten vollsten Vegetationsentwicklung, ehe eine nicht selten eintretende Dürre oder unüberschwängliche Kälte das Landschaftsbild entstellt, also vielleicht im ersten Verlauf des Junimonats, in die estländische Natur hinaustreten und den Blick sich ergehen lassen auf den blumigen Wiesen, über denen die Birke träumerisch die hängenden Nester wiegt, auf den saftigen Feldern, über denen sich die Lerche in die sonnig durchwärmte Luft schwingt, zu den frischen dunkelgrünen Wäldern, welche bald in weithin zusammenhängenden Zügen, bald zu malerischen Gruppen gestaltet die Fernsicht begrenzen und den Rahmen um das liebliche Gemälde bilden — und wenn wir den Pfad verfolgen, welcher, eingäumt mit Erlen- und Weidengesträuch, uns vorüberführt an den wechselndsten Bildern, bald der Haide und des Moores, bald der Wiesen und der Felder, vorüber an den Hütten des estnischen Landvolks, wie an den meist malerisch gelegenen und geschmackvoll gebauten Edelgütern, die

aus den Schatten hoher Linden, Kastanien und Eichen als die Pflanzstätten und Herde deutscher Cultur und Sitte hervorsehen: dann müssen wir auch freudigen und dankbaren Herzens gestehen, daß auch bei uns hier die Natur reich und schön und würdig genug ist, daß wir sie lieben und an ihr hängen und uns mit ihr so vertraut als möglich machen mögen. Sie bewährt auch hier sich als die große Künstlerin, da sie mit so beschränkten Mitteln so wechselnde Bilder schaffen konnte. Und werfen wir endlich einen aufmerksamen Blick auf die Gestaltenwelt, „die da kriecht und fliegt“, und auf die Blumen und Kräuter, die aus dem heimischen Schooße der Erde sprossen, wie lehrreich und lohnend kann er für den Wißbegierigen, wie befriedigend wird er für den Forscher sein! Die Wunder ferner Länder gewinnen erst dann Licht und Farbe und Bedeutung, wenn man die Naturgaben, die aus so unererschöpflichem Füllhorn über die Marken der Heimath ausgegossen sind, genügend kennen, unterscheiden und würdigen lernte. Da gilt es wohl Manchem zu erröthen, namentlich aus unserer Jugendwelt, daß er so gleichgültig und nichtachtend an ihnen vorübergehen kann, wie es leider vielfach geschieht; die Natur unseres Landes hat das nicht verdient! — Haben wir nun in der angenommenen Weise unsern Pfad verfolgt und stehen vor den Thoren des Waldpallastes, welche weit geöffnet sind, uns in den geheimnißvollen Schatten seines stillen Heiligthums aufzunehmen, und wenden wir noch einmal den Blick rückwärts, wie verändert stellt sich uns dann wieder das Bild der Gegend dar, welche wir eben in befriedigendem Genusse durchwandert haben. Vielleicht bligt uns aus der Ferne ein silberner Streifen des Meeres entgegen, auf welchem ein weißes Segel wie der Fittich eines Riesenvogels dahinschwebt, oder aus einem Kranze hell- und dunkelfarbiger Laubkronen schimmert der einfache Thurm einer ländlichen Dorfkirche hervor, und der Anblick einer weidenden Heerde vervollständigt uns das schöne Gemälde des Friedens. Wer freilich in dem Meere nur Wasser und im Walde nur Bäume sieht, der mag Länder und Welttheile durchstreifen, und er wird überall nichts Anderes aus und in der Natur lesen und herausfinden können als höchstens noch Steine. — Zitternd fällt der Lichtstrahl durch die schattige Nacht der Baumwipfel und Zweige des Waldes, den wir betreten, als fürchte er die hehre Ruhe der „Wald-einsamkeit“ zu stören. Leise flüstern die Blätter der leicht beweglichen Espe mit den lauen, würzigen Lüften von den Geheimnissen des Waldes und ernst und träumend stehen die alten Tannen da, im ehrwürdigen

Schmucke ihrer mit Moos und Flechten umgürteten Stämme. Auf gewundenen Pfaden, die der Zufall uns bahnt, vertiefen wir uns in diese erhabene Natur, welche auf jedem Schritte neue Schönheiten entfaltet, neue überraschende Landschaftsbilder in der wechselvollsten Beleuchtung uns aufrollt. Alle Altersstufen des Nadelholzes vereinigen sich zu natürlichen Gruppen, deren fast jede eine Aufgabe für den Künstler sein könnte. An riesigen Granitblöcken, diesen zahlreichen Fragezeichen unserer nordischen Ebene, an die sich leise nickende Farnkräuter anschmiegen, vorüber, überschreiten wir wohl einen kleinen, über Geröll dahinhüpfenden Waldbach, dessen üppigere Vegetation von buntsfarbigen blühenden Kräutern einen lieblichen Contrast mit der ernstern dunkeln Färbung des Waldes bildet, und nur den Lauf der Sonne als Begleiter und Führer habend, in langen vollen Zügen die aromatische Waldluft trinkend, schreiten wir weiter. — Da empfängt uns wohl mitten im Walde ein frischgrüner, freier, rings umschlossener Raum, und nach der Dämmerung des Waldes, die uns zeither umhielt, gießt plötzlich der Sonnenstrahl sein blendendes, volles Licht auf die liebliche Matte, gleich einer hellen Erinnerung an die laute, lustige Welt, die wir weit hinter uns gelassen, wie aus einem wachen Traume uns erweckend. — Und über Waldblumen und üppige Moose irren wir wieder hinein in den immer dichter und wilder sich verzweigenden Wald. Riesige Stämme, vom Sturme gebrochen, versperren oft unsern engen, ungebahnten Pfad; üppig sprossende junge Tannen bilden fast undurchdringliche Mauern, eine sichere Zuflucht dem feigen Wolf, kein Laut regt sich in der selten vom Menschenfuß betretenen jungfräulichen Wildniß, in welcher Pflanzengenerationen der seltensten Art ungesehen und unbeachtet kommen und vergehen. Ringsumher aus dem feuchten Schatten des Dickichts erhebt sich ein Heer wunderbarlich gespenstischer Formen von Pilzen in bleichen und unheimlichen Farben. Aus den modernden Stämmen der gestürzten Bäume quellen neben rothen und gelben Keulenschwämmen und bleigrauen Flechten zierliche Moosformen hervor, zwischen allen denen eine vielgestaltige kleine Thierwelt ihr stilles geschäftiges Wesen treibt. O möchten doch Alle, die da sich sehnen nach den Herrlichkeiten einer fremden Welt und in der sprüchwörtlichen Armuth unserer Natur eine Entschuldigung für die Gleichgültigkeit gegen dieselbe suchen, nur einmal hinaustreten in unsere Wälder, sie würden beschämt umherblicken und verwundert stille stehn! — Aber nicht immer scheint die Sonne; nicht immer säfelt eine laue, linde Luft das Laub der Aeste und spielt mit den herab-

hängenden Zweigen der Birke. Im Aufruhr der Elemente, im Brausen des Herbststurmes, wenn die gelben und rothen Blätter fallen und durch zerrissene Wolkenschleier der graue, trübe Himmel hervorscheint, dann ist der Anblick und Eindruck unserer größern geschlossenen Waldungen ein furchtbar-schöner und ergreifender! Dann, um mit Mephistopheles zu reden, dann:

Höre wie's durch die Wälder kracht,
Aufgeschweh't fliegen die Eulen,
Hör' es splintern die Säulen
Ewig grüner Paläste —
Und durch die übertrümmerten Klüfte
Zischen und heulen die Lüfte.

Und auch zu solcher Zeit muß man die Natur belauschen, wenn man sie verstehen lernen will. Es genügt nicht, im warmen Zimmer, umgeben von aller Bequemlichkeit, eine interessante Reisebeschreibung durchzublätern und sich so recht lebhaft in die Abenteuer und Gefahren einer tropischen Wildniß oder die Entbehrungen und stündliche Todesnoth einer Polarexpedition hineinzulesen und dann sich ein Urtheil über die Natur jener Länder fertig zu machen oder gar sich einzubilden, dieselbe schon wirklich erfaßt zu haben. Die Natur ist überall groß und schön; sie ist ein offenes Buch göttlicher Offenbarung und in diesem Buche sollen wir lesen und lernen, wo und wie wir können.

Ein einzelnes bestimmtes Landschaftsbild aus Estland einer speciellen Betrachtung zu unterziehen, habe ich aus mehr als einem Grunde vermieden, obgleich es nicht schwer werden würde, ausgezeichnete landschaftliche Partien hervorzuhoben, welche mit vielen gerühmten Gegenden des bald mit Recht, bald aus Vorurtheil gefeierten Auslandes unbedingt concurriren könnten. Uns allen namentlich ist das freundliche Loos gefallen, in einer Stadt zu leben, welche durch ihre malerische Lage und romantische Umgebung geradezu als ein Licht- und Glanzpunkt unserer baltischen Landschaften dasteht, und selbst jedem Fremden keine andere als freundliche Erinnerungen zurücklassen kann. Ein solches unmittelbare Eingehen auf hervorragende Einzelheiten liegt indeß jedenfalls außerhalb der diesmäligen Aufgabe, da es vorzugsweise galt, den allgemeinen Charakter des Landes einer Betrachtung zu unterwerfen. —

Es versteht sich von selbst, daß der Herbst, dessen wir vorhin nur flüchtig gedachten, auch hier, gleichwie in der gemäßigten Zone, den An-

blick der Fluren und Wälder, und mit ihnen des gesammten Landschaftsbildes auffallend verändert und seine bunten Farben über das ganze Land austreut. Ueber die Stoppeln jagt der Herbstwind und verweht die Blätter des Lenzes und in engere Kreise zieht sich die Thätigkeit der Bewohner zusammen. Die hellen Nächte weichen kurzen trüben Tagen, Schaaren von Wandervögeln ziehen in frischer Banderlust der wärmern Heimath zu und, wie in der Außenwelt, wird es auch im Gemüthe der Menschen stiller und trüber. Daß auch das estnische Volk mit Ernst und Trauer seine Bäume sich entblättern sieht und sinnige Gedanken trüber Art damit zu verbinden versteht, läßt sich wohl aus mancher Anspielung in ihren Liedern erkennen, von denen ich beispielsweise eins aus der Sammlung des Herrn Neus (im zweiten Bändchen pag. 167) anführen möchte:

Von der Erle fliehn die Blätter,
 Von der Birke weh'n die Blätter,
 Fallen nieder von den Espen,
 Irren abwärts von den Eichen,
 Rauschen von der Rüste nieder,
 Von den Föhren fiel die Rinde.

Nicht ist mein Geschick ein mildres, u. s. f.

Mag nun auch die Ursache solcher stillen Klage einen Grund haben, welchen sie wolle, so beweisen doch jedenfalls derartige Beispiele, daß die Natur in ihrem Wechsel dem Gemüthsleben unseres Volkes und der Färbung seiner Stimmung nicht fremd blieb, sondern auch hier ihren unausbleiblichen Einfluß ausübte.

Wer aber endlich den Norden in seiner Herrlichkeit kennen lernen mag, wer wirklich einen Eindruck erhabener Größe in seinen Erinnerungen an ihn mitnehmen will, der trete einmal mitten im tiefen Winter aus der Stadt und ihrer unfreien Atmosphäre und wage sich muthig hinaus in die estnische Winterlandschaft. — Eine weiße Schneedecke liegt auf der ebenen Gegend, der leichte Schlitten fliegt vogelschnell über die funkelnde Fläche und der muntere Klang des Glöckchens zittert weit durch die frische klare Luft. Wie eintönig, wie so ganz anders, liegt jetzt die im Frühsommer so wechselvolle Landschaft vor uns. In ermüdender Einförmigkeit breitet sich der blendende Schnee über Felder, Wiesen und Haide aus; entblättert steht die treue Birke, verstummt ist das Geflüster der Espe und vergessen die Stätte, wo Blumen blühten und dufteten. Aber in unverwelklicher Schönheit, in ihrem dunkeln grünen Gewande schauen unsere Nadelwälder, Zei-

den der Trauer und der Hoffnung zugleich, auf die schlummernde Erde; in ernster Würde stehen sie noch da, ebenso wie im linden Säuseln der Sommerluft, jetzt unter dem gewaltigen Drucke der Schneelast, die wohl ihre Aeste zu beugen, nicht aber das innere tiefe Leben zu verlöschen vermag, durch dessen vielseitige Aeußerungen die Pflanzenwelt zwischen Nord und Süd die Zonen der Erde mit einander verbindet, ihre magischen Kreise auch um jedes Menschenherz ziehend. Und wie dort in der sengenden Gluth des Südens, wo die Gebüsche und Blüthen still das Haupt neigen und endlich verdorrend sterben, die königliche Palme ihre volle Laubkrone frei und stolz zum wolkenleeren Himmel hebt, so hält hier im kalten Norden unsere Tanne, ein Bild ungebrochener Kraft und heiligen Ernstes, ihre treue Wacht über ihre schlafenden Geschwister, die träumend auf den Auferstehungsmorgen des jungen Frühlings warten.

Aber glücklich preise ich den — denn er hat eines von Gottes herrlichsten Werken im Norden geschaut — der im tiefen Winter Gelegenheit suchte und fand, bei heller Mondscheinacht im einsamen nordischen Nadelwalde zu wandeln und alle Zauber seiner Lichter und Schatten, seiner süßen Dämmerung und dunklen Nacht, welche mit Entzücken und Grauen zugleich die Seele umfassen, auf sich einwirken zu lassen. Geisterhaft treten die alten Stämme in ihrer winterlichen Pracht und Hoheit urwölzlich in die sanfte, milde Beleuchtung, einen langen, riesigen Schatten hinter sich werfend, welcher ganze weite Strecken in tiefste, schweigende Nacht begräbt. Kein Laut, kein Athemzug unterbricht die selige Ruhe, die hier ausgegossen ist über die Landschaft, welche im schweren silbernen Schmucke dasteht wie der verzauberte Garten in einem morgenländischen Märchen. Immer neuen phantastischen Bildern begegnet das Auge im Weiterschreiten auf der gebahnten Waldstraße. Leichte Wolken fliehen über die Scheibe des Mondes — ihre Schatten verflüchtigen sich wie Geisterhauch in die Labyrinth und Tiefen der Landschaft. Bald fühlt man sich nicht mehr allein, unwillkürlich bevölkert sich diese stille Welt mit körperlosen Wesen unserer Einbildungskraft. Alle Ahnungen und Träume der Kinderzeit werden wieder wach, alle Jugendhoffnungen im Herzen wieder laut. Verschwunden aus dem Gedächtniß sind alle Täuschungen, alle Bitterkeiten des Lebens, die in der lauten, bunten Welt uns Schmerzen bereiteten, und ein Gefühl ruhigen Glückes zieht dafür wärmend und wohlthuend in die Seele. Und so vermag in kalter Nacht, in einem kalten Lande die Natur das menschliche Gemüth zu ergreifen, zu erwärmen, zu trösten. Und das kann sie mit

dem stummen Walde, über welchen sie den bleichen Mondschein ausgießt: nicht mehr ein gewöhnlicher Wald, ein Tempel Gottes, unseres Herrn, dünkt er uns, und wenn nicht von der Lippe, so doch im Herzen tönt das Lied des Dichters wieder:

Wer hat dich, du schöner Wald,
Aufgebaut so hoch da droben?
Ja! den Meister will ich loben,
Solang noch mein' Stimm' erschallt!

A. S. Dietrich.

Russische Typen.

I. Der Nihilist.

Die „Petersburger Correspondenz“ im Augustheft der Balt. Monatschr. enthielt eine vortreffliche Analyse des Turgenjew'schen Romans: „Die Väter und die Söhne“. Da also die Leser dieser Zeitschrift über das merkwürdige Buch im allgemeinen schon orientirt sind, so dürfte auch die Mittheilung einiger vollständigen Scenen daraus nur um so besser am Platz sein. Zwar seit dem Erscheinen desselben sind bereits zwei Jahre verflossen und der rapide russische Ideenproceß steht bei weitem nicht mehr in derselben Phase wie damals. Auch der Nihilismus, diese letzte Consequenz des sich überbietenden Fortschrittsdranges (des „Peredowismus“ möchten wir sagen, wenn eine solche Wortbildung erlaubt sein könnte) hat sich schon mehr oder weniger ausgelebt; eine Umkehr in gewissem Sinne (nicht gerade dem Stahl's) ist eingetreten: die für Conservirung der traditionellen Staatsgrundlagen sowie für den Classicismus im Schulunterricht kämpfende Moskauer Zeitung hat bekanntlich jetzt das entschiedene Uebergewicht. Dennoch wird jene jüngstvergangene Epoche noch nicht als so völlig vergangen anzusehen sein, daß es in keiner Weise mehr sich lohnen sollte, sich um ihr Verständniß zu bemühen, besonders für uns abseits Stehende, die wir immer nur mittelbar von der Bewegung berührt werden und dieselbe gewöhnlich erst in retrospectiver Weise, nachdem irgend ein Abschluß erreicht ist, zu begreifen in der Lage sind. — Es versteht sich von selbst, daß mit den nachfolgenden Fragmenten nur von der Sache, d. h. dem Nihilismus, nicht aber von dem Kunstwerth der Turgenjew'schen Dichtung ein Begriff gegeben werden kann.

Die Handlung ist in das Jahr 1859 versetzt, in jene Zeit also, da die Vorarbeiten für die Bauernemancipation und für manche andere Reformen die Gemüther gespannt hielten. Es traten damals die Gouvernements-Comité's zusammen und in allen Ministerien wurden zahlreiche Commissionen für die vorzunehmenden Reformen errichtet. Die beliebteste Lectüre bestand in den verbotenen Schriften Herzens, und Jeder, der auf sich etwas hielt, strebte nach der Anerkennung, zu den Vordermännern der Gedanktenbewegung (передовые люди) gezählt zu werden. Die „Rückständigkeit“ (отсталость) war das schlimmste Scheltwort.

Nikolai Petrowitsch Kirjanow, ein wohlhabender Gutsbesitzer, welcher, der Bauernemancipation zuvorkommend, sein Gut bereits zu einer „Ferne“ umgewandelt, d. h. nach baltischer Terminologie: Knechtswirthschaft eingeführt und bei der Unerfahrenheit in der neuen Wirthschaftsmethode mit vielen Schwierigkeiten und Hindernissen zu kämpfen hat, erwartet aus der Residenz seinen Sohn Arkadius, der so eben den Universitätskursus beendet hat und als Candidat ins väterliche Haus zurückzukehren im Begriff ist. Der Vater ist ihm bis zur nächsten Station entgegengefahren und erwartet mit Ungeduld seinen künftigen Gehülfsen und Rathgeber, der, wie er meint, die neuesten Errungenschaften der Wissenschaft heiß gebacken in die Provinz mitbringt. Nikolai Petrowitsch besitzt, 25 Werst von der Chaussée entfernt, ein schönes Gut von 200 Seelen oder vielmehr eine Ferne von 2000 Dessätinen Land, wie er sich auszudrücken liebt, seitdem er die Bauern mit ihrem Lande gänzlich abgelöst hat. Sein Vater war einer der Generale des denkwürdigen Jahres 1812, ein wenig gebildeter, aber kein schlechter Mensch; sein Leben lang stand er im Dienst, kommandirte zuerst eine Brigade, dann eine Division und lebte beständig in der Provinz, wo er wegen seines Ranges eine ziemlich bedeutende Rolle spielen konnte. Seine beiden Söhne, Nikolai und Paul, erhielten bis zum vierzehnten Jahre eine häusliche Erziehung, während welcher Zeit sie in der Umgebung der Adjutanten ihres Vaters und des übrigen Regimentspersonals aufwuchsen. Obgleich Nikolai durchaus nicht durch Tapferkeit sich auszeichnete, im Gegentheil sogar den Ruf eines Feiglings sich zugezogen hatte, so mußte er dennoch, als Sohn eines Generals, ebenso wie sein Bruder Paul, in den Militärdienst treten. Er brach sich aber das Bein an demselben Tage, da die Nachricht von seiner Anstellung eintraf und nach einem langen Krankenlager blieb er für immer etwas hinkend. Der Vater gab alle Hoffnung einer glänzenden Carriere für seinen Sohn

auf und bestimmte ihn für den Civildienst; sobald er das achtzehnte Jahr erreicht hatte, brachte er ihn nach Petersburg auf die Universität. Zur selben Zeit avancirte sein Bruder zum Officier in der Garde und die beiden jungen Leute lebten zusammen in der Residenz unter der entfernten Aufsicht eines Oheims mütterlicherseits, eines einflussreichen Staatsbeamten. Der Vater kehrte zu seiner Division zurück und schickte seinen Söhnen von Zeit zu Zeit große Quartbogen grauen Papiers mit der weitläufigen Handschrift eines Schreibers; am Ende dieser dictirten Briefe paradirten mit sorgfältig abgerundeten Schnörkeln die Worte: Peter Kirjanow General-Major. Im Jahre 1835 verließ Nikolai Petrowitsch die Universität als Candidat und im selben Jahre zog General-Major Kirjanow, in Folge einer unglücklichen Revue verabschiedet, mit seiner Familie nach Petersburg. Er bezog eine Wohnung neben dem taurischen Garten, wurde Mitglied des englischen Klubs, starb aber plötzlich am Schläge. Ihm folgte bald auch seine Gemahlin Agafoskea Kusminischna. Unterdessen hatte sich der Sohn Nikolai Petrowitsch noch bei Lebzeiten der Eltern und zum nicht geringen Kummer derselben in die Tochter eines nicht hochstehenden Beamten verliebt. Er heirathete sie, sobald nur die Trauerzeit vorüber war, gab seine Stelle im Apanagen-Ministerium auf und lebte übergücklich mit seiner jungen Frau, zuerst auf einer Datsche unweit des Forstcorps, dann in der Stadt in einem kleinen gemüthlichen Quartier, mit einer reinlichen Treppe und kühlem Gastzimmer; zuletzt siedelte er sich definitiv auf sein Gut über, wo ihm bald ein Sohn Arkadius geboren wurde. Das junge Ehepaar lebte still und zufrieden; zehn Jahre vergingen wie ein Traum; 1847 starb die Frau; Kirjanow erlag beinahe diesem Schläge des Schicksals, ergraute in wenigen Wochen und war im Begriff zu seiner Zerstreuung eine Reise ins Ausland zu unternehmen, woran aber die Ereignisse des Jahres 1848 ihn verhinderten. Nothgedrungen kehrte er auf sein Gut zurück und nach einer langen Periode völliger Unthätigkeit begann er mit der Wirthschaft sich zu beschäftigen. 1853 brachte er seinen Sohn auf die Universität, verlebte mit ihm drei Winter in Petersburg, ging gar nicht aus und suchte mit den Studienfreunden seines Sohnes Bekanntschaft anzuknüpfen. Den letzten Winter konnte er nicht in Petersburg verbringen, und wir sehen ihn so im Mai 1859, bereits ganz ergraut, seinen Sohn erwarten, der, wie einst er selbst, den Candidatengrad erlangt hatte.

Endlich zeigte sich in der Ferne ein Tarantafß, er kommt näher, durch die Staubwolke erblickt Nikolai Petrowitsch die Studentenmütze, erkennt

die theuern Züge und einige Augenblicke später liegen Vater und Sohn einander in den Armen. Der Sohn ist aber nicht allein, nach der ersten Begrüßung stellt er dem Vater seinen Freund Eugen Basarow vor, der die Ferien mit ihm auf dem Lande zuzubringen versprochen hat. Es ist ein junger Mann von hohem Wuchs, mit einem langen, hageren Gesicht, breiter Stirn, zugespitzter Nase, mit großen hellgrünen Augen und herabhängendem, röthlichem Backenbarte; die Züge, belebt von einem ruhigen Lächeln, drücken Selbstvertrauen und Verstand aus. Er hat auf der Universität den medicinischen Cursus absolvirt und bereitet sich zum Doktor-examen vor. Nikolai Petrowitsch heißt den Freund seines Sohnes liebevoll willkommen, die Equipagen werden hurtig angespannt, und fort geht es auf das Gut.

Dort stürzt nicht ein Heer von Bedienten hervor, um die Herren zu empfangen, wie das bei den übrigen Gutsbesitzern damals noch der Brauch war; ein einziger Diener erschien und half den Herren aus dem Wagen. Es war bereits spät, man erwartete nur das Abendessen, worauf besonders Basarow bestand, um dann sich zur Ruhe zu begeben. Da erschien in den Saal ein Mann von mittlerer Größe, in einem dunklen englischen Anzug, mit modischem schmalen Halstuch und lakirten Halbstiefeln; es war Paul Petrowitsch Kirsanow, der Bruder Nikolai's. Dem Ansehn nach war er etwa 45 Jahre alt; sein kurzgeschorenes graues Haar gab einen matten Glanz wie Neusilber, seine Gesichtszüge waren ernst und streng, aber ohne Falten und ungewöhnlich regelmäßig, wie von einem Bildhauer gemeißelt, und zeigten die Spuren einer bemerkenswerthen Schönheit; besonders schön aber waren die dunklen, klaren Augen. Seine ganze Gestalt war edel und hatte das jugendliche Ebenmaß, jenes Streben nach oben, das nach den zwanziger Jahren größten Theils verloren zu gehn pflegt, beibehalten. Er zog aus der Tasche seine schöne Hand mit langen rosenfarbenen Nägeln, sie schien noch schöner durch die schneeweiße Manchette, welche mit einem großen Opal zugeknöpft war, und reichte sie dem Neffen zu einem Handschlage; darauf umarmte er ihn nach russischer Sitte und berührte mit seinem dufenden Schnurbart dreimal die Wangen des Neffen, indem er sagte: „sei willkommen!“ Nikolai Petrowitsch stellte ihm Basarow vor, dem aber Paul Petrowitsch nur eine leichte Verbeugung machte, ohne ihm die Hand zu reichen; er steckte sie sogar wieder in die Tasche. Bei dem Abendessen wurde wenig gesprochen, Nikolai Petrowitsch erzählte verschiedene Umstände aus seiner neuen Fermenvirthschaft und verbreitete sich über

die bevorstehenden Veränderungen in dem Leben der Gutsbesitzer; Arkadius theilte Neuigkeiten aus Petersburg mit und Paul Petrowitsch ging schweigend im Zimmer auf und ab, nur dann und wann einige abgebrochene Worte ausstosend. Nach dem Essen begab man sich sofort zur Ruhe.

„Aber recht wunderbarlich ist doch dein Dheim — sagte darnach Basarow zu Arkadius, im Schlafrocke neben dessen Bette sitzend und aus einer kurzen Pfeife rauchend — was soll diese Eleganz auf dem Lande? und was für Nägel! wahrlich, werth zur Ausstellung geschickt zu werden!“

„Nun, du weißt nicht, erwiderte Arkadius, daß er ein Löwe der Gesellschaft zu seiner Zeit war. Gelegentlich will ich dir seine Lebensgeschichte erzählen; er war ein bildschöner Mann und verdrehte den Frauen die Köpfe.“

„Ah, also noch nach dem Alten; leider ist hier kein Wesen, das er bezaubern könnte. Ich betrachtete ihn lange; was er für wunderliche Bäckchen trägt, sie sind wie von Porzellan, und das Kinn, wie glatt und sorgfältig rasirt! Arkadius: ist das nicht lächerlich?“

„Es mag sein, aber er ist wirklich ein guter Mensch.“

„Eine alterthümliche Erscheinung! Aber dein Vater ist ein biederer Mann. Nur Verse muß er nicht lesen, und auch von der Landwirtschaft scheint er wenig zu verstehen.“

„Mein Vater ist ein goldener Mensch.“

„Hast du bemerkt, wie er schüchtern und unschlüssig ist?“ Arkadius nickte zustimmend mit dem Kopfe, als ob er niemals schüchtern gewesen wäre.

„Es ist doch sonderbar, fuhr Basarow fort, wie diese alten Romantiker ihr Nervensystem bis zur Ueberreizung ausbilden, das Gleichgewicht ist dadurch gestört. Nun, gute Nacht! In meinem Zimmer ist zwar ein englisches Waschbecken, aber die Thüre schließt nicht! nun, wenigstens die englischen Waschbecken sind ein Fortschritt!“

Den andern Morgen erwachte Basarow früh und machte einen Spaziergang durch das Gut, fand aber nichts besonders Anziehendes und begab sich mit zwei Bauerknaben, die er zufällig auf dem Hofe getroffen, nach dem nächsten Morast, um Frösche einzufangen, die ihm zu seinen physiologischen Studien dienen sollten.

Unterdessen erwachten auch die Andern im Hause und begaben sich auf die Terrasse zum Frühstück. Paul Petrowitsch erschien in einem eleganten englischen Morgencostüm, mit einem kleinen hübschen Fetz auf dem Kopfe. Diese Kopfbedeckung und das nachlässig zugebundene Halstuch

sollten die Ungebundenheit des ländlichen Lebens andeuten, aber die Bäffchen des Hemdes, jetzt nicht eines weißen, sondern eines bunten, wie es zu einer Morgentoilette paßte, stemmten sich mit gewöhnlicher Hartnäckigkeit gegen das glattrastete Kinn.

„Wo ist denn dein Freund“? fragte er Arkadius. „Er ist bereits ausgegangen; man muß auf ihn keine Acht haben, er liebt die Etiquette nicht.“

„O, das merkt man,“ erwiderte Paul Petrowitsch, und begann langsam Butter auf sein Brot zu streichen.

„Wird er lange bei uns bleiben?“

„Das ist unbestimmt, er ist auf dem Wege zu seinem Vater.“

„Wo lebt denn sein Vater?“

„In unserem Gouvernement, gegen 80 Werst von hier, er besitzt da ein Gütlein; früher war er Regimentsarzt.“

„Ja, ja, jetzt erinnere ich mich, der Name Basarow kam mir so bekannt vor. Nikolai! wenn ich mich nicht sehr irre, war in dem Regimente unseres Vaters ein Arzt Basarow?“

„Ja, ich glaube.“

„Ja, Ja, also dieser Arzt ist sein Vater! hm! Aber Herr Basarow selbst? was ist er denn eigentlich?“ fragte Paul Petrowitsch gedehnt.

„Was er ist?“ — Arkadius lächelte — „Wenn Sie wollen, so werde ich sagen, was er eigentlich ist.“

„Sei so gut mein Nefse.“

„Er ist ein Nihilist.“

„Wie? fragte Nikolai, und Paul Petrowitsch blieb einen Augenblick unbeweglich, sein Messer mit einem Stückchen Butter daran in die Höhe haltend.

„Er ist Nihilist,“ wiederholte Arkadius.

„Nihilist, sagte Nikolai Petrowitsch, das kommt von dem lateinischen Worte nihil her, und so viel ich verstehe, wird es einen Menschen bedeuten, der nichts anerkennt.“

„Sage lieber, der nichts achtet,“ verbesserte ihn Paul Petrowitsch und fuhr fort Butter auf sein Brot zu streichen!

„Der Alles von einem kritischen Standpunkte aus betrachtet,“ bemerkte Arkadius.

„Ist denn das nicht einerlei?“ fragte Paul Petrowitsch.

„Nein, das ist nicht einerlei. Ein Nihilist beugt sich vor keiner Au-

torität, nimmt kein Princip auf Treu und Glauben an, es mag dasselbe auch noch so hoch in der allgemeinen Achtung stehn.“

„Und wie denkst du? ist das gut?“ unterbrach ihn Paul Petrowitsch.

„Lieber Dheim! je nachdem! denn der Eine befindet sich wohl dabei, der Andere sehr übel.“

„Also so! nun ich sehe, so etwas paßt nicht für uns. Wir sind Leute der alten Zeit und der Ansicht, daß man ohne Principien, die man auf Treu und Glauben angenommen hat, auch nicht einen Schritt thun kann; vous avez changé tout cela, möge euch Gott Gesundheit schenken und einen Generalsrang dazu, wir wollen nur zusehen und uns freuen über die Herren... wie nanntest du sie doch?“

„Nihilisten,“ antwortete Arkadius mit Nachdruck.

„Ja, früher gab es Hegelianer, aber jetzt Nihilisten. Wir wollen sehen, wie ihr in der Leere, in dem luftleeren Raume existiren werdet!“ und sichtbar verstimmt unterbrach Paul Petrowitsch die Unterhaltung.

Unterdessen war Basarow von seiner Excursion mit einem Sack voll Fröschen zurückgekehrt; er wechselte rasch seinen Anzug; nach einer kurzen Entschuldigung über sein verspätetes Erscheinen setzte er sich zum Theetisch und begann hastig zu frühstücken. Beide Brüder betrachteten ihn stillschweigend und Arkadius sah verstohlen bald auf seinen Vater, bald auf seinen Dheim.

„Sie haben einen weiten Spaziergang gemacht?“ fragte endlich Nikolai Petrowitsch.

„Neben dem Espenwäldchen, antwortete Basarow, haben Sie einen kleinen Morast, ich habe da einige Schnepfen aufgeschreckt, die kannst du, Arkadius, gelegentlich schießen.“

„Sie sind kein Jäger?“ fragte wieder Nikolai Petrowitsch.

„Nein.“

„Sie beschäftigen sich eigentlich mit der Physik?“ fragte seinerseits Paul Petrowitsch.

„Mit Physik auch; im allgemeinen mit Naturwissenschaften.“

„Man sagt, daß die Herren Deutschen in der letzten Zeit darin große Fortschritte gemacht haben.“

„Ja, die Deutschen sind darin unsere Lehrer,“ antwortete Basarow nachlässig.

„Sie haben also eine so hohe Meinung von den Deutschen?“ fragte Paul Petrowitsch mit einem besonderen Ausdruck von Höflichkeit; er fühlte

sich innerlich gereizt, seine aristokratische Natur empörte sich über die gänzliche Ungenirtheit Basarows. Dieser Sohn eines armen Arztes war nicht nur nicht schüchtern, sondern antwortete sogar kurz und ungern, und in seiner Stimme lag etwas Grobes, selbst Dreistes.

„Die Gelehrten dort sind gediegene Leute,“ erwiderte Basarow.

„Allerdings! aber von den russischen Gelehrten haben Sie wahrscheinlich keine so schmeichelhafte Meinung?“

„Sie mögen Recht haben.“

„Das ist eine lobenswerthe Selbstverleugnung — bemerkte Paul Petrowitsch, sich gerade aufrichtend und den Kopf zurückwerfend — aber noch eben hat uns Arkadius gesagt, daß Sie keine Autoritäten anerkennen, daß Sie denselben keinen Glauben schenken?“

„Warum soll ich Autoritäten anerkennen? warum soll ich ihnen glauben? Wenn sie mir was Gescheidtes sagen, so stimme ich ihnen bei; das ist ganz einfach.“

„Aber sagen die Deutschen denn immer was Gescheidtes?“ entgegnete Paul Petrowitsch und sein Gesicht nahm einen so kalten und theilnahmlösen Ausdruck an, als ob er sich in die Wolken erheben wollte.

„Nein, nicht alle,“ antwortete Basarow mit einem unterdrückten Säbnen; offenbar wollte er den Wortstreit nicht fortsetzen. Paul Petrowitsch warf einen Blick auf Arkadius, der ihm deutlich sagen sollte: nun, bekenne, höflich ist dein Freund nicht.

„Was mich betrifft, begann er wieder mit einer gewissen Ueberwindung, so kann ich die Deutschen leider nicht leiden. Der russischen Deutschen gar nicht zu erwähnen — es ist bekannt, was das für Leute sind — aber auch die deutschen Deutschen gefallen mir keineswegs; ehemals, da gingen sie noch an, sie hatten da einen Schiller und einen Göthe, denen mein Bruder Nikolai besonders zugethan ist, aber jetzt hört man unter ihnen nur von Gott weiß was für Chemikern und Materialisten.“

„Ein gründlicher Chemiker ist zwanzigmal nützlicher als ein Dichter,“ unterbrach ihn Basarow.

„Also so? sagte Paul Petrowitsch, die Kunst also existirt für sie nicht? Alles dieses verwerfen Sie, und Sie glauben nur an die Wissenschaft?“

„Ich habe bereits gesagt, daß ich an nichts glaube, und was ist denn die Wissenschaft, die Wissenschaft im allgemeinen? Es giebt Wissenschaften, wie es Handwerke und Berufsarten giebt, aber eine Wissenschaft im allgemeinen existirt gar nicht.“

„Sehr gut, aber hinsichtlich anderer allgemein anerkannter Institutionen, folgen Sie auch da derselben negirenden Richtung!“

„Was, stellen Sie ein Verhör an?“ fragte Basarow.

Paul Petrowitsch erblaßte, so daß sein Bruder Nikolai sich in das Gespräch mischen zu müssen glaubte.

„Wir wollen nächstens genauer diesen Gegenstand untersuchen, sagte er, bester Eugen Wasiljewitsch, wir werden Ihre Meinung hören und auch die unsrige vorbringen. Ich, meinerseits freue mich sehr, daß Sie sich mit Naturwissenschaften beschäftigen. Ich habe gehört, daß Liebig wunderbare Entdeckungen über die Düngung der Felder gemacht hat, Sie werden mir in meinen agronomischen Arbeiten helfen und mir nützliche Rathschläge geben können.“

„Zu Ihren Diensten, Nikolai Petrowitsch, nur was soll uns Liebig? Zuerst muß man das ABC lernen und dann erst ein Buch in die Hand nehmen, aber bis jetzt haben wir in der Chemie nicht einmal das A ergründet.“

„Nun, ich sehe, du bist wirklich ein Nihilist,“ dachte Nikolai Petrowitsch bei sich und setzte laut hinzu: „dennoch erlauben Sie bei Gelegenheit mich an Sie zu wenden. Aber jetzt ist es Zeit, daß ich den Berwalter kommen lasse.“

Paul Petrowitsch erhob sich vom Stuhl.

„Ja, sagte er ohne an irgend Jemand besonders sich zu wenden, es ist ein Malheur so fünf Jahre entfernt von den großen Geistern auf dem Lande zu verleben. Man bleibt ein ganzer Dummkopf; man giebt sich alle Mühe zu behalten, was man gelernt hat, aber bah! — da erweist es sich, daß das lauter dummes Zeug gewesen, daß ordentliche Leute sich mit solchen Dingen nicht mehr abgeben und daß man eine alte Schlafmütze geworden ist. Was ist dabei zu machen, die Jugend scheint in der That klüger zu sein!“

Paul Petrowitsch drehte sich dabei langsam auf seinem Absatz herum und entfernte sich mit Nikolai Petrowitsch.

„Ist er immer so?“ fragte Basarow gelassen seinen Freund Arkadius, als die Thür sich hinter den beiden Brüdern geschlossen hatte.

„Eugen, du sprichst zu heißend mit ihm, bemerkte Arkadius, du hast ihn beleidigt.“

„Bah! Soll ich denn diese Provinzial-Aristokraten hätscheln? Sind das nicht lauter Gewohnheiten eines alten Löwen, lauter Eitelkeit und Geckenthum? Er sollte Petersburg zur beständigen Arena seiner Thätigkeit

wählen, wenn das seine Natur ist. Uebrigens habeat sibi! Ich habe ein ziemlich seltenes Exemplar eines Wasserkäfers gefunden, ich will dir ihn zeigen.“

„Ich habe versprochen, dir seine Lebensgeschichte zu erzählen,“ begann Arkadius.

„Die Lebensgeschichte des Käfers?“

„Ach, was soll das, Eugen! die Lebensgeschichte meines Oheims! du wirst hören, daß er nicht ist, wofür du ihn dir vorstellst; er verdient eher bedauert als verspottet zu werden.“

„Nun, darüber will ich nicht streiten. Aber was findest du denn an ihm so Besonderes?“

„Aber höre doch,“ begann Arkadius und erzählte die Lebensgeschichte seines Oheims. Sie bestand wesentlich in Folgendem. Paul Petrowitsch hatte seine erste Erziehung im Pagen-corps erhalten, trat darauf in die Garde, zeichnete sich durch eine bemerkenswerthe Schönheit aus, war im Umgange piquant und voll Selbstvertrauen und machte in der Gesellschaft besonders bei den Damen viel Glück; 28 Jahr alt war er schon Gardecapitain und eine glänzende Laufbahn schien ihm bevorzustehn. Da verliebte er sich plötzlich in die Fürstin R., eine excentrische und launische Dame, folgte derselben ins Ausland und nahm seine Entlassung. Doch fühlte er sich nicht glücklich, selbst solange die Fürstin ihn liebte; als aber ihre Liebe gegen ihn sehr bald erkaltete, da verlor er alle Haltung; verfolgte sie noch längere Zeit im Auslande von einem Ort zum andern, mußte aber bald alle Hoffnung aufgeben, kehrte nach Petersburg zurück und siedelte nach dem Tode der Geliebten zu seinem Bruder Nikolai in die Provinz über. Seine ganze Lebensweise daselbst regelte er nach englischer Art, las fast nur englische Bücher, verkehrte mit Niemand und fuhr nur zuweilen, gelegentlich der Adelswahlen, zur Gouvernementsstadt, wo er sich meist schweigend verhielt und nur dann und wann die alten Gutsbesitzer durch eine liberale Aeußerung erschreckte, ohne sich deshalb den Repräsentanten der neuen Generation auch nur im geringsten zu nähern. Die Einen wie die Andern erklärten ihn für arrogant, achteten ihn aber wegen seiner aristokratischen Manieren, seiner Erfolge in der Gesellschaft und seiner unbedingten Ehrenhaftigkeit.

„Siehst du, Eugen, sagte Arkadius seine Erzählung endigend, wie ungerecht du meinen Oheim beurtheilst! Und ich habe noch gar nicht erwähnt, daß er meinem Vater oft aus Verlegenheit geholfen, ihm all sein Geld hergegeben hat, überhaupt froh ist, einem Jeden zu helfen und im-

mer die Bauern zu beschützen; freilich, wenn er mit ihnen spricht, so verzieht er die Nase und hat sein Riechfläschchen zur Hand.“

„Versteht sich, er ist nervös,“ unterbrach Basarow.

„Es mag sein, doch hat er ein sehr gutes Herz und auch Verstand. Wie viele nützliche Rathschläge hat er mir gegeben! besonders ... in Bezug auf das schöne Geschlecht.“

„Aha! er weiß, wo ihn der Schuh drückt.“

„Mit einem Wort, fuhr Arkadius fort, er ist recht unglücklich und es ist unrecht, ihn zu verachten.“

„Wer verachtet ihn denn? erwiederte Basarow, aber dennoch muß ich gestehen, wer sein ganzes Leben auf die Karte der Frauenliebe stellt und sich zu nichts mehr tauglich erweist, wenn die Karte gegen ihn gefallen ist, ein solcher Mensch ist kein Mann. Du sagst, daß er unglücklich ist, nun, du mußt es besser wissen, aber Narrheit steckt ihm noch genug im Kopfe. Ich bin überzeugt, daß er im Ernste sich für einen tüchtigen Menschen hält, weil er englische Bücher liest und vielleicht monatlich einmal einen Bauer von der Leibesstrafe befreit.“

„Aber bedenke doch seine Erziehung, die Zeit, in der er lebte,“ bemerkte Arkadius.

„Jeder Mensch muß sich selbst erziehen, entgegnete Basarow, und was die Zeit betrifft, so sage mir doch, warum soll ich von ihr abhängen? Und was sind das für mysteriöse Beziehungen zwischen einem Mann und einem Frauenzimmer? wir Physiologen wissen, was daran ist; studiere doch nur die Anatomie des Auges, wo soll denn da, wie du dich ausdrückst, ein magnetischer Blick herkommen? Das ist lauter Romantik, Unsinn, Kunst und Moder! Komm lieber und laß uns den Käfer untersuchen.“

„Im Hause befand sich noch eine Person, deren officieller Charakter der einer Haushälterin war. Jenitschka oder eigentlich Feodosia Nikolajewna war ein liebliches junges Mädchen, das nach dem Tode ihrer Mutter, der frühern Wirthin, mütterseelenallein auf der Welt zurückblieb. Wo sollte sie hin? — Sie war so jung und verlassen, Nikolai Petrowitsch gegen sie so theilnehmend und gütig — nun, das Weitere ist zu erzählen überflüssig. Seit zwei Jahren bereits war sie aus dem Nebengebäude ins Wohnhaus des Gutes hinübergezogen und hatte einen Sohn Mitja, einen schönen Knaben, der ihr Stolz und Nikolai Petrowitschs Liebling war. Basarow hatte mit ihr rasch Bekanntschaft gemacht. Sein gerades und einfaches

Wesen erwarb ihm bald das Vertrauen und die Zuneigung der gemeinen Leute. „Mir gefällt es, sagte er zu Arkadius, daß sie sich ihrer Stellung im Hause nicht schämt, ein Anderer würde vielleicht das an ihr aussetzen. Welche Thorheit! Worüber soll sie sich schämen? Sie ist Mutter und folglich im Recht.“

„Sie ist im Recht, bemerkte Arkadius, aber mein Vater“ . . .

„Auch er ist im Recht,“ unterbrach ihn Basarow.

„Nun, nein! das finde ich nicht.“

„Ah! ein zweiter Erbe ist dir nicht genehm!“

„Schämst du dich nicht, mir solche Gedanken zuzumuthen? sagte Arkadius voll Entrüstung, nicht darin gebe ich meinem Vater Unrecht; im Gegentheil, ich denke, er hätte sie heirathen sollen.“

„Oh! sagte ruhig Basarow, welche Großmuth! du gestehst der Ehe noch eine Bedeutung zu, das hätte ich von dir nicht erwartet!“

An einem schönen Sommerabende spazierten Basarow und Arkadius im Garten des Gutes. Basarow machte wie immer sarkastische Bemerkungen über seine Umgebung; er fand die Wirthschaft des Gutes in einem miserablen Zustande und legte die Schuld theils dem Besitzer, theils der Unordentlichkeit der Bauern zur Last. „Ein russischer Bauer ist im Stande selbst den lieben Herrgott zu betrügen,“ äußerte er, womit aber selbst Arkadius nicht einverstanden war; Basarow, meinte er, habe eine zu schlechte Meinung von dem russischen Volke. „Große Herrlichkeit! fuhr Basarow fort, der Russe besitzt nur das eine Gute, daß er von sich selbst eine ganz erbärmliche Meinung hat; wichtig ist die Thatsache, daß 2 mal 2 vier ist, alles Uebrige ist dummes Zeug.“

„Auch die Natur ist dummes Zeug?“ fragte Arkadius, indem er auf die bunten Felder blickte, welche von der untergehenden Sonne malerisch beleuchtet wurden.

„Auch die Natur ist dummes Zeug in der Bedeutung, welche du ihr gegenwärtig beilegst. Die Natur ist kein Tempel, sondern eine Werkstatt und der Mensch in derselben ein Arbeiter.“

Bei diesen Worten erklangen sanfte Töne eines Violoncells aus dem Wohngebäude; die „Erwartung“ von Schubert wurde mit viel Gefühl gespielt und wie ein süßer Duft verbreitete sich die Musik in der Luft.

„Was ist das?“ rief Basarow verwundert aus.

„Mein Vater muscirt.“

„Dein Vater spielt auf dem Violoncell?“

„Ja.“

„Aber wie alt ist denn dein Vater?“

„Bier und vierzig Jahr.“

Basarow erhob plötzlich ein Gelächter.

„Worüber lachst du denn?“

„Bedenke, ein Mann im 44-sten Jahre, pater familias, hier im Dorfe, spielt auf dem Violoncell!“

Basarow fuhr fort zu lachen, aber Arkadius lächelte nicht einmal, wie sehr er auch sonst seinen Lehrer verehrte.

Ein anderes Mal sah Basarow Nikolai Petrowitsch in Puschkins Werken lesen. „Erkläre doch deinem Vater, sagte er darüber zu Arkadius, daß solch eine Lectüre gar nicht für ihn paßt; er ist kein Knabe mehr und es ist Zeit von diesem Unsinn abzulassen! Es ist doch ein sonderbares Gelüsten bei jetzigen Zeiten noch ein Romantiker sein zu wollen! Gib ihm doch etwas Vernünftiges zu lesen.“

„Was glaubst du wohl, daß ich ihm geben könnte?“ fragte Arkadius.

„Run, ich glaube, Büchners „Stoff und Kraft“ für den ersten Anfang.“

Nikolai Petrowitsch versuchte auch wirklich „Stoff und Kraft“ zu lesen, aber umsonst, er konnte darin nichts verstehn und es schmerzte ihn sehr, daß er sich der jungen Generation gegenüber so fremd fühlte. Seine Bauern hatte er aus der Erbunterthänigkeit entlassen, sein Gut zu einer „Ferne“ umgewandelt; er suchte der Wissenschaft und den Anforderungen der Zeit so viel wie möglich zu folgen und hoffte jetzt mit seinem Sohne Arkadius zu sympathisiren; da sieht er auf einmal in Allem sich enttäuscht; er kann sich mit den jungen Leuten gar nicht mehr verständigen. Betrübt klagte er darüber seinem Bruder Paul und meinte voll Resignation: „es scheint, uns bleibt Nichts mehr übrig, als den Sarg zu bestellen; unser Liedchen ist ausgesungen.“ — „Ich aber ergebe mich noch nicht so bald, erwiederte Paul Petrowitsch, ich fühle es, wir werden mit diesem Medicus noch einen Kampf haben.“

Derselbe sollte noch am Abend beim Theetisch erfolgen. Paul Petrowitsch trat in einer gereizten und entschiedenen Stimmung ins Zimmer; er war völlig vorbereitet zum Kampfe und erwartete nur einen Vorwand, um auf seinen Feind loszufahren. Basarow war aber wortfarg wie gewöhn-

lich und sprach in Gegenwart der alten Kirjanows wenig. Paul Petrowitsch brannte dagegen vor Ungeduld, bis sich endlich ein erwünschter Vorwand darbot.

Die Unterhaltung betraf einen benachbarten Gutsbesitzer und Basarow sagte in gleichgültigem Tone: „Es ist ein Lump, ein Aristokrätlein!“

„Erlauben Sie doch zu fragen, begann Paul Petrowitsch zitternd vor Wuth, nach Ihren Begriffen sind die Worte: Lump und Aristokrat gleichbedeutend?“

„Ich sagte Aristokrätlein,“ erwiderte Basarow, langsam seinen Thee schlürfsend.“

„Allerdings! aber ich denke, Sie haben dieselbe Meinung auch von den Aristokraten. Ich muß Ihnen aber sagen, daß ich eine solche Meinung durchaus nicht theile. Mich kennt man als liberal und als einen Mann, der den Fortschritt liebt, aber eben deshalb achte ich die Aristokraten, d. h. die wirklichen. Erinnern Sie sich, mein Herr, der englischen Aristokraten; das sind Leute, die kein Jota von ihren Rechten vergeben und eben deshalb auch die Rechte Anderer achten; sie fordern die Erfüllung der Verpflichtungen gegen sich, wie sie ihrerseits ihre Pflichten erfüllen; die Aristokratie gab England die Freiheit und erhält dieselbe.“

„Das ist ein altes Lied, entgegnete Basarow, aber was wollen Sie damit beweisen?“

„Ich will damit beweisen, mein Herr, daß ohne ein Gefühl seiner eigenen Würde, ohne Selbstachtung — und diese ist im Aristokraten besonders entwickelt — es keine sichere Grundlage für das allgemeine bien public giebt. Die Persönlichkeit, mein Herr, ist die Hauptsache, die Persönlichkeit des Menschen muß fest sein wie ein Fels, denn auf ihr gründet sich der ganze Bau. Ich weiß freilich, daß es Ihnen beliebt, meine Gewohnheiten, meine Toilette, mein Aeußeres lächerlich zu finden, aber alles dieses ist die Folge der Selbstachtung, ja eines Pflichtgefühls, ich lebe auf dem Lande, in der Einsamkeit, aber ich vergebe mir nichts und ich achte in mir den Menschen.“

„Erlauben Sie, Paul Petrowitsch, bemerkte Basarow, Sie achten sich selbst und sitzen da, die Hände in den Schooß gelegt, was bringt denn das für Nutzen dem bien public? Es würde nichts verändert sein, auch wenn Sie sich nicht achteten.“

„Paul Petrowitsch wurde bleich. Das ist eine ganz andere Frage, und ich kann Ihnen nicht auseinandersetzen, weshalb ich die Hände in

Schoof halte, wie Sie zu sagen belieben; ich behauptete nur, daß der Aristokratismus ein Princip ist, und ohne Principien können zu jeztiger Zeit nur sittenlose und oberflächliche Menschen leben. Das habe ich Arkadius gleich nach seiner Ankunft gesagt und wiederhole es jezt Ihnen."

"Aristokratismus, Liberalismus, Principien, Progreß, sprach unterdessen Basarow, wie viele fremde und schöne Worte! der Russe sollte dieselben auch geschenkt nicht nehmen."

"Wessen bedarf denn der Russe ihrer Meinung nach? Wenn man Sie sprechen hört, so sollte man glauben, wir befänden uns außerhalb der ganzen Menschheit, die Logik der Geschichte fordert es ja". . . .

"Wozu soll uns die Logik! wir werden auch ohne dieselbe auskommen."

"Wie?"

"Sie haben doch, hoffe ich, keine Logik nöthig, um ein Stück Brod in den Mund zu bringen, wenn Sie hungrig sind; was sollen uns diese Abstraktionen!"

"Nun dann begreife ich Sie nicht! Sie beleidigen die russische Nation und ich verstehe nicht, wie man ohne Principien und Grundsätze leben kann. Nach welchen Beweggründen handeln Sie Nihilisten denn?"

"Wir thun das, was wir für nützlich finden, antwortete Basarow, in jeztiger Zeit ist's am nützlichsten zu negiren und wir negiren."

"Alles?"

"Alles."

"Wie? Nicht allein die Kunst, sondern auch . . . schrecklich zu sagen!"

"Alles", wiederholte Basarow mit vollkommener Ruhe.

Paul Petrowitsch war frappirt, so etwas hatte er nicht erwartet; Arkadius aber athmete auf im Gefühl der Genugthuung.

"Aber erlauben Sie, mein Herr, begann Nikolai Petrowitsch, Sie verneinen Alles, oder richtiger Sie zerstören Alles, man muß aber doch auch bauen?"

"Das ist nicht unsere Sache, vor allen Dingen muß der Boden geebnet werden."

"Der gegenwärtige Zustand des Volkes fordert solches, fügte Arkadius hinzu, wir müssen diesen Forderungen nachkommen, und nicht unserem persönlichen Egoismus fröhnen."

Offenbar gefiel diese letzte Phrase Basarow nicht, sie klang ihm philosophisch, romantisch; er fand es aber nicht nöthig, seinen Schüler zurechtzuweisen.

„Nein, nein,“ rief Paul Petrowitsch leidenschaftlich aus, ich will es nicht glauben, meine Herren, daß Sie das russische Volk kennen, daß Sie die Repräsentanten seiner Bestrebungen und Bedürfnisse sind! Nein, das russische Volk hält die Ueberlieferungen heilig, es ist ein patriarchalisches Volk und kann ohne Glauben nicht leben“

„Dagegen will ich nicht streiten, unterbrach ihn Basarow, ich bin sogar bereit zuzugeben, daß Sie darin Recht haben.“

„Aber wenn ich Recht habe“

„So beweist es dennoch nichts!“

„Es beweist nichts!“ wiederholte Arkadius mit der Sicherheit eines geübten Schachspielers, der einen scheinbar gefährlichen Zug seines Gegners vorherseht.

„Wie beweist denn das nichts? fragte Paul Petrowitsch verwundert, Sie befinden sich folglich im Gegensatz mit Ihrem Volke.“

„Und wenn auch! das Volk glaubt, wenn der Donner rollt, daß der Prophet Elias im Himmel umherfähre; wie? soll ich ihm beistimmen? Außerdem — es ist ja das russische Volk und bin ich denn kein Russe?“

„Nein, darnach, was Sie eben behauptet haben, sind Sie kein Russe, ich kann Sie nicht als einen solchen anerkennen.“

„Mein Großvater hat gepflegt, antwortete mit anmaßendem Tone Basarow, und fragen Sie den ersten besten Bauer, in wem er eher seinen Landsmann erkennt; Sie verstehen nicht einmal mit ihm zu sprechen.“

„Sie sprechen mit ihm, verachten ihn aber.“

„Was ist dabei zu machen, wenn er diese Verachtung verdient! Sie tadeln meine Ansichten, aber wer sagt Ihnen, daß dieselben nur zufällig in mir entstanden, daß sie nicht durch denselben Volksgeist hervorgerufen sind, zu Gunsten dessen Sie reden?“

„Warum nicht gar! Das Volk bedarf nicht der Nihilisten.“

„Ob die Nihilisten nöthig sind oder nicht, das geziemt nicht uns zu entscheiden, denn auch Sie glauben in der Welt nicht unnütz zu sein.“

„Meine Herren, meine Herren, bitte ohne Persönlichkeiten“, rief Nikolai Petrowitsch dazwischen und erhob sich. Paul Petrowitsch legte aber lächelnd die Hand auf die Schulter seines Bruders und nöthigte ihn, sich wieder zu setzen. Sei unbesorgt, sagte er, ich werde mich nicht vergessen eben in Folge des Selbstgefühls, über welches der Herr Herr Doktor sich so heißend moquirt. — „Glauben Sie vielleicht, fuhr er sich zu Basarow wendend fort, daß dieses eine neue Lehre sei? Der Materia-

lismus, den Sie predigen, war schon oftmals en vogue und er hat sich stets als unzureichend bewiesen.“

„Wieder ein Fremdwort! unterbrach ihn Basarow; er begann sich zu ärgern und sein Gesicht bekam eine kupfrige, grobe Farbe. Erstens, wir predigen gar nicht, das ist nicht unsere Schwachheit.“

„Aber was thun Sie denn?“

„Nun, wir thun Folgendes: zuerst — es ist noch nicht lange her — behaupteten wir, daß unsere Beamten bestechlich sind, daß wir weder Straßen, noch Handel, noch regelmäßige Behörden haben“. . . .

„Ja, angenommen! Sie deckten die Mißbräuche auf, mit so Manchem davon bin ich einverstanden, aber“. . . .

„Aber darauf sahen wir ein, daß das bloße Schwagen über unsere Schäden zu gar nichts führt und daß auch unsere Klüglinge, unsere Stimmführer nichts werth seien; wir sahen ein, daß wir uns nur mit Lappalien abgaben und über Kunst, freies Schaffen, Parlamentarismus, Advokatur und Gott weiß worüber redeten, während es sich um das tägliche Brod handelt und der größte Aberglauben uns zu ersticken droht; alle unsere Aktiencompagnien gehen aus Mangel an ehrlichen Leuten zu Grunde und selbst die Freiheit, welche die Regierung den Bauern zu geben bereit ist, wird uns schwerlich Nutzen bringen, denn der Bauer ist froh sich selbst zu bestehlen, um dann in der Schenke sich zu betrinken.“

„Also, unterbrach ihn Paul Petrowitsch, Sie haben sich von der Nutzlosigkeit dieser Thätigkeit überzeugt und beschloffen, an nichts mehr ernstlich Hand anzulegen?“

„Wir haben beschloffen, an nichts Hand anzulegen“, wiederholte Basarow verdrossen; es war ihm höchst unangenehm, daß er sich vor diesem „Seigneur“ ausgesprochen hatte.

„Und bloß zu tadeln?“

„Und bloß zu tadeln!“

„Und dies ist also Nihilismus?“

„Und das ist Nihilismus!“ wiederholte Basarow, dieses Mal mit besonderer Grobheit.

Paul Petrowitsch verzog ein wenig die Miene, fuhr aber in einem eigenthümlich ruhigen Tone fort: „Der Nihilismus also soll allem Uebel abhelfen und Sie sind unsere Erretter und Helden; meinetwegen! aber warum schelten Sie denn die Andern?“

„Darin bekennen wir uns am wenigsten schuldig“, erwiderte Basarow ärgerlich.

„Aber was denn schaffen Sie eigentlich oder gedenken Sie zu schaffen?“

Basarow antwortete darauf gar nichts. Paul Petrowitsch zitterte vor Aerger, saßte sich aber sogleich wieder. „Om! schaffen, zerstören! Aber wie wollen Sie zerstören, wenn Sie nicht einmal wissen warum?“

„Wir zerstören, weil wir eine Kraft sind“, bemerkte Arkadius.

Paul Petrowitsch blickte lächelnd auf seinen Neffen.

„Ja, und die Kraft giebt keine Rechenschaft“, sagte Arkadius.

„O du Unglücklicher! rief Paul Petrowitsch aus und konnte sich länger nicht mehr beherrschen — du solltest doch bedenken, was deine trivialen Sentenzen in Rußland zu bedeuten haben! Nein, das kann einen Engel um die Geduld bringen! Kraft! Auch der Kalmücke, der Mongole besitzt Kraft, aber wozu dient sie? uns ist die Civilisation werth und theuer und ihre Früchte verstehen wir zu schätzen; der letzte Schmierer, un barbouilleur, ein Tapeur, dem man fünf Kopfen für den Abend giebt, auch der ist nützlich, weil er die Civilisation repräsentirt und nicht die rohe Kraft des Mongolen! Sie bilden sich ein, meine Herren, die Männer des Fortschritts zu sein, verdienen aber in einer kalmückischen Kibitka zu sitzen. Eine Kraft! aber erinnern Sie sich doch, meine Herren von der Kraft, daß Ihrer nur etliche Mann sind, Jener aber Millionen, die nicht erlauben werden ihre heiligsten Gefühle mit Füßen zu treten, von denen vielmehr Sie zertreten werden können.“

„Wenn man uns zertritt, nun meinetwegen! bemerkte Basarow, aber das ist noch sehr die Frage, unser sind nicht so wenig, wie Sie denken.“

„Wie? Sie denken im Ernst es mit dem ganzen Volke aufzunehmen?“

„Von einem Kerzenlichte, wie Sie wissen, entzündete sich einst ganz Moskau!“ antwortete Basarow.

„Jawohl, jawohl! Anfangs satanischer Stolz, darauf Spott! davon läßt sich die Jugend hinreißen und das erfüllt die Herzen der unerfahrenen Knaben! Sehen Sie, Einer von ihnen sitzt da und — freuen Sie sich, er betet Sie beinahe an (Arkadius wendete sich dabei verdrossen ab); und diese Krankheit hat sich bereits weit verbreitet, selbst unsere Künstler in Rom besuchen nicht mehr den Vatikan und halten Raphael für einen Narren, um nur keine Autorität gelten zu lassen; aber selbst sind sie erbärmlich und gänzlich unproduktiv, ihre ganze Phantasie reicht nicht weiter als höchstens

bis zum „Mädchen am Springbrunnen“ und dabei ist das Mädchen noch ganz abscheulich gemalt; nach Ihrer Meinung sind es tüchtige Leute, nicht wahr?“

„Meiner Meinung nach, entgeguete Basarow, taugt Raphael keinen Heller und die jungen Künstler sind um nichts besser.“

„Bravo, bravo! so also haben sich die jetzigen jungen Leute auszudrücken; früher mußten sie sich, wenn auch gezwungen, Mühe geben, nicht für Ignoranten zu gelten, jetzt aber brauchen sie nur zu sagen: alles auf der Welt ist Thorheit, und damit ist die Sache abgemacht! Die jungen Leute müssen dessen in der That froh sein. Früher waren es einfach Kummel, jetzt aber heißen sie Nihilisten.“

„Nun sehen Sie, Ihr so gerühmtes Gefühl der eigenen Würde ist Ihnen untreu geworden“, bemerkte phlegmatisch Basarow, während Arkadius Augen funkelten und er im Begriff war, sich zu ereisern. — „Unser Streit ist zu weit gegangen und es ist besser ihn abzubrechen, fügte Basarow aufstehend hinzu, ich werde nur dann mit Ihnen einverstanden sein, wenn Sie mir auch nur eine Institution in unserem gegenwärtigen gesellschaftlichen oder städtischen Leben nennen können, die nicht eine völlige und schonungslose Verneinung fordert.“

„Ich bin bereit Millionen solcher Institutionen zu nennen, rief Paul Petrowitsch aus, Millionen! — z. B. die Gemeinde.“

Ein kaltes Lächeln verzog die Lippen Basarows und er antwortete: „Was unsere russische Dorfgemeinde betrifft, so sprechen Sie darüber mit Ihrem Herrn Bruder, er hat jetzt aus der Praxis erfahren, was eine Gemeinde ist, was solidarische Bürgerschaft, Mäßigkeitsvereine und dergleichen für Dinge sind.“

„Aber die Familie wenigstens, die Familie, wie sie in unserem Volke existirt!“ sprach fast schreiend Paul Petrowitsch.

„Es ist in Ihrem eigenen Interesse auch diese Frage nicht genauer zu erörtern; glauben Sie mir, Paul Petrowitsch, Sie müssen sich zwei bis drei Tage Zeit geben, sogleich werden Sie schwerlich etwas finden; gehen Sie alle unsere Stände durch und denken Sie sorgfältig über jeden nach, wir aber mit Arkadius wollen unterdessen“. . . .

„Ueber Alles spotten“, unterbrach ihn Paul Petrowitsch.

„Nein, die Frösche seciren. Auf Wiedersehn, meine Herren!“

Etwas über die livländische Landgemeinde.

Die interessante Darstellung der landärztlichen Verhältnisse Livlands im Juliheft der Balt. Monatschr. veranlaßte mich eine ungefähre Berechnung darüber anzustellen, wie hoch die Leistungen einer Bauerngemeinde sein müßten, um allen Anforderungen jenes Aufsatzes hinsichtlich einer zweckmäßigen Einrichtung des Medicinalwesens zu genügen. Indem ich die bezüglichen Data, nebst einigen Bemerkungen über die anderweitigen Aufgaben und Desiderata unserer Landgemeinden mittheile, hoffe ich, daß meine Betrachtung nicht schon deshalb werthlos scheinen werde, weil ihr zunächst nur die factischen Zustände einer einzigen bestimmten Gemeinde zu Grunde gelegt werden. Wird man doch annehmen dürfen, daß diese Verhältnisse im ganzen Lande ziemlich ähnlich sind! Und wenn nicht — wäre es nicht zu wünschen, daß an mehreren concreten Beispielen die etwa vorkommenden Verschiedenheiten anschaulich gemacht würden, bis etwa eine umfassende statistische Bearbeitung dieses Gegenstandes möglich sein wird?

Das Kirchspiel Wolmar hat bisher keines Doctorates bedurft, weil es mit den Ärzten der innerhalb der Kirchspielsgrenzen belegenen Stadt wohlfeiler auskommt, als bei Anstellung eines eigenen Arztes mit Wohnung, Hospital u. möglich wäre. Worin aber auch dieses Kirchspiel mit allen andern, von den Städten zu fern liegenden und daher eines eigenen Doctorates bedürftigen vergleichbar sein dürfte, das ist der Kostenpunkt für die Apotheke. — Das Gut Wolmarshof im Kirchspiel Wolmar hat $35\frac{3}{10}$ Haken mit 1322 männlichen und 1561 weiblichen Revisionsseelen.

Es hält eine eigene Apotheke (Hausapotheke), aus welcher nach Vorschrift des für 2 Tage in der Woche engagirten städtischen Arztes von dessen Discipel die Medicamente verabfolgt werden. Nach fünfjähriger Durchschnittsrechnung (ich hätte auch weiter zurückgreifen können) betragen die Kosten der Medicamente 203 Rbl. jährlich; diese Summe auf 820 Kopfsteuerzahler repartirt, ergiebt $24\frac{2}{3}$ Kop. von jedem Zahlungspflichtigen; da aber der Gutsbesitzer die Hälfte trägt, so kommen auf die Bauern nur $12\frac{1}{3}$ Kop. per Zahler. Der Discipel, der die Arzneien bereitet und wo nöthig auch Krankenbesuche macht, erhält an Gehalt, Victualien, Holz, Vieh- und Pferdefutter circa 200 Rbl., was auch dem Anschläge des Aufszages im Juliheft der Balt. Monatschr. (S. 80) gleichkommt. Der hierfige Betrag des dem Doctor gezahlten Honorars kann, wie gesagt, für die Verhältnisse der meisten livländischen Güter nicht maßgebend sein; nach Angabe des erwähnten Aufsatzes aber (S. 66) pflegt das Jahreshonorar unserer Landärzte auf Grundlage einer Regierungsverordnung vom 5. September 1859 auf 800—1000 Rbl. fixirt zu werden. An der eben citirten Stelle wird auch die Größe eines landärztlichen Bezirks erfahrungsmäßig auf 4000 bis 5000 männliche Revisionsseelen festgestellt; die Arzneikosten desselben hätten, nach dem von Wolmarshof entnommenen Maßstabe, 615 bis 768 Rbl. zu betragen, und die ganze Berechnung für einen solchen Bezirk gestaltet sich also folgendermaßen:

Gehalt des Arztes	800 bis 1000 Rbl.
„ des Discipels	200 Rbl.
Wohnung für Beide, als Kapitalzins für die Baukosten oder als Miethe, circa	150 „
Brennholz und Fourage für Vieh und Pferde, circa	150 „
Medicamente	615 bis 768 Rbl.

Summa 1915 bis 2268 Rbl.

Demnach käme der halbe Antheil per Revisionsseele auf $22\frac{1}{2}$ bis 24 Kop., oder wenn die effectiven Zahler in demselben Verhältniß vorhanden sind wie in Wolmarshof, auf $36\frac{1}{2}$ bis $38\frac{1}{2}$ Kop. per Kopfsteuerzahler. Die andere Hälfte, welche die Gutsbesitzer zu tragen hätten, würde circa 9 Rbl. per Haken betragen, die Gesamtkosten also circa 18 Rbl. per Haken Landeswerth. Wenn aber außer dem Doctorat auch noch ein Hospital errichtet und eine Hebamme angestellt werden sollte, so dürften die Gesamtkosten bis auf 25 Rbl. per Haken, und der halbe Antheil der

Bauern bis auf 50 Kop. per Kopfsteuerzahler und darüber sich erheben — vorausgesetzt daß die Gutsherren nicht nur bei der ärztlichen Gage sondern auch bei allem Uebrigen zur Hälfte zu participiren gehalten sein könnten.

Eine andere Angelegenheit, welche dem Medicinalwesen an Wichtigkeit nicht nachstehen dürfte, ist nun aber die Schule. Wenn der Verfasser des Aufsatzes über die „landärztlichen Verhältnisse“ einen großen, wenn nicht den größten Theil der Uebelstände, welche dem Landarzt störend und hemmend in den Weg treten, in der Rohheit und dem engherzigen Egoismus des Landvolks begründet sieht, so ist es eben vor allem wünschenswerth, daß für eine bessere Bildung der nächsten Generationen allen Ernstes gesorgt werde. Die Schule aber ist, was ihre Einrichtungs- und Unterhaltungskosten betrifft, Obliegenheit der Gemeinde. Auf 1000 männliche Revisionsseelen werden 80 bis 100 schulpflichtige Knaben kommen und nicht weniger Mädchen. Wo sind nun die Schulen, diese aufzunehmen? Das Wolmarsche Kirchspiel, mit einer Bevölkerung von 10 bis 11 tausend Seelen beiderlei Geschlechts, hätte nach meiner muthmaßlichen Annahme circa 800 bis 1000 Schulkinder; diese würden 15 bis 20 Lehrer erfordern, und vielleicht auch ebensoviel Schullocale*); zur Besoldung und Beföstigung der Lehrer allein wären 4500 bis 6000 Rbl. erforderlich, der Schulhäuser nicht zu gedenken. Glaubt man nun etwa, daß auch mit 3000 Rbl. etwas Genügendes geleistet werden könne, so will ich nicht streiten; das aber wäre wiederum eine Auflage von 25 Rbl. per Haken. Soviel aber wird man doch wenigstens fordern müssen; denn daß da, wo auf 35 $\frac{3}{10}$ Haken 7 Parochialschüler kommen und der häusliche Unterricht nebst Katechisation eifrig betrieben wird, schon Genügendes geschehe, wird wenigstens der über Rohheit des Landvolks sich beklagende Verfasser des mehrerwähnten Aufsatzes nicht annehmen wollen.

Wenn nun die „Gebildeten und Mächtigen“ im allgemeinen nicht abgeneigt sein dürften, sich des Volksschulwesens anzunehmen, so möchte ich dieselben veranlassen, auch die Gemeindeverwaltung nicht zu vergessen. Klagt doch auch jener Aufsatz, an den wir unsere ganze Betrachtung anknüpft haben, über den Widerstand der Bauerrichter gegen heilsame Vorschläge! Bei eingehender Kenntnißnahme dürfte es sich bald zeigen, was alles von den Gemeindebeamten im Gemeindeinteresse veräußert wird, und

*) Es kommt darauf an, wieviel Schuljahre für jedes Kind und wieviel Schüler auf einen Lehrer gerechnet werden. Ich habe in der Wolmarshoffschen Revisionsliste unter 1322 männl. Seelen 110 Kinder im Alter von 10 bis 14 Jahren, inclusive, gezählt.

besonders müßte es auffallen, wie untüchtig und nachlässig meistens die Gemeindefschreiber sind. Längst schon hätte man sich's zu Herzen nehmen sollen, daß für höhere Besoldung der Gemeindefschreiber und für Anstellung tüchtiger Subjecte in diesem Amte gesorgt werden muß. Auch wird man endlich daran denken müssen, daß ein Versammlungshaus — oder, wie es in der livländischen Bauerverordnung heißt, Gemeinدهaus — zu den nicht unwichtigen Bedürfnissen jeder Bauerngemeinde gehört. Die bisherige Weise sich im Hofskruge oder in der Schenke zu versammeln und von da truppweise in das für die Gemeindeberathung angewiesene, aber viel zu enge Gerichtslocal zu kommen *), kann doch zu nichts gut sein. Welche Berathung, welche Abstimmung ohne die gleichzeitige Anwesenheit sämtlicher Versammlungspflichtigen! (jedes besteuernde volljährige Mitglied der Gemeinde, also jeder Kopfsteuerzahler, ist versammlungspflichtig, nicht bloß die Wirth, wie es gehalten wird). Zu den Gegenständen der Berathung gehört unter Anderem, ob und wie Doctorate, Hospitäler und Gemeindefschulen gebaut, mit allen Erfordernissen für die darin zu wirken berufenen Personen in baarem Gelde, Naturalien zc. ausgestattet und für die Dauer unterhalten werden sollen; die Gemeinde hat also z. B. über Baupläne, Kostenanschläge, Bauausführung, Geld- und Material-Repartition und ähnliche complicirte Fragen zu beschließen: wie kann das in angemessener Weise geschehen ohne Gemeinدهaus zu geordneten Versammlungen, ohne tüchtige Vorsteher zur Leitung der Verhandlungen und ohne gute Schriftführung? Die Gutsverwaltungen, die ja ohnehin die Gemeinde und das Gemeindegerecht überwachen, müßten sich der Sache annehmen, bis das Licht des Selbstbewußtseins in den Gemeinden selbst aufgeht.

Ueberblickt man aber, welche Anforderungen hiemit an die Gemeinde sich richten, stellt man eine ungefähre Berechnung darüber an, was an Steuern zu den bisherigen hinzukommen müßte, und beachtet man die gegebenen Verhältnisse, so wird man vor der Hand manche Wünsche ermäßigend müssen.

R.

Anm. d. Red. Zu dem vorstehenden kurzen Aufsatz, der das Verdienst hat ein wichtiges Thema wenigstens anzuregen, haben wir Veranlassung genommen auch noch, von anderer Seite, die nachfolgenden Bemerkungen einzuholen. Indem wir nämlich bei einem in der Materie competenten Gönner unserer Zeitschrift antragten, wie es sich in geseß-

*) Ist das überall so? D. Red.

Yicher Hinsicht mit einigen der zur Sprache gebrachten Punkte verhalte, hatte derselbe die Freundlichkeit uns Folgendes zu antworten:

„Ein in Livland und auch in Kurland verbreiteter Irrthum ist, als könne die Kirchspielsrepräsentation den Bauern ohne Weiteres Steuern auferlegen. Allerdings kann dieselbe nach dem Patent 164 von 1859 das Salar für den Arzt bestimmen und davon die Hälfte, nie aber mehr als 10 Kop. per Seele, den Bauern auferlegen; daraus aber folgt mit nichten, daß auch jede andere Steuer — für Medicamente, Bau des Doctorats, Discipel, Hebamme zc. — ebenso von der Kirchspielsrepräsentation den Bauern auferlegt werden darf. Das kann von ihnen immer nur freiwillig übernommen werden, und um diesen freien Willen zu ermitteln, bedarf es förmlicher Beschlüsse jeder einzelnen Gemeinde, was aber bisher wol nur in den wenigsten Fällen beobachtet sein mag:

„Anderß verhält es sich mit den Schulen. Hier ist die Gesetzgebung völlig ausreichend, und wenn ihre Vorschriften nicht beobachtet werden, so liegt die Schuld an der Landschulverwaltung allein. Jede Gemeinde, oder auch mehrere zusammen (wenn sie nicht 500 männliche Seelen übersteigen) müssen eine Gemeinbeschule errichten und unterhalten — schon seit 1819 (B.-B. § 516). Die Kirchspiels- und Kreis schulverwaltung soll über Ausführung dieses Gesetzes wachen (B.-B. v. 1869, § 595, 596; B.-B. v. 1849, § 652, 653). Hier ist also nicht von freiwilliger Uebnahme einer Zahlung durch die Gemeinden die Rede, sondern von einer Zwangspflicht, und die Verletzung derselben fällt in erster Linie auf den, der zwingen soll und das nicht thut. Der letztversammelte Landtag hat auf Einschärfung dieser Gesetze angetragen, was auch geschehen ist. Eine Schwierigkeit scheint darin gelegen zu haben, daß den Gemeinden das Land zur Gründung der Schulen zu erwerben zu theuer zu stehn kam, weshalb der Landtag ein Expropriationsgesetz vorschlug, worüber noch verhandelt wird. Allein dies wird nur in einzelnen Fällen ein Hinderniß gewesen sein, und reicheren Gemeinden hätte die Erwerbung des Schullandes ohne Zweifel längst schon einfach auferlegt werden können.

„Des Verfassers Klage über die Gemeinbeschreiber ist — was Livland betrifft — wohl begründet; aber auch hier möchte ich die Gesetzgebung in Schutz nehmen. Man sagt: die Gemeinden sind zu klein und zu arm, um dem Schreiber reichliches Gehalt zu zahlen. Da aber das Gesetz (auch schon seit 1819, § 57 B. c.) das Zusammenschließen kleiner Gemeinden zu Gesamtgemeindegerechtsbezirken gestattet, so muß auch hier den Behörden namentlich den Gutsverwaltungen und Kirchspielsrichtern der Vorwurf gemacht werden, daß sie nicht nachdrücklich genug auf ein solches Zusammen thun kleiner Gemeinden, wodurch eine auskömmliche Besoldung des Schreibers ermöglicht würde, hingewirkt und das in dieser Beziehung lehrreiche Beispiel Kurlands sich nicht zum Muster genommen haben. — Dagegen scheinen mir die andern Urtheile und Postulate des Verfassers hinsichtlich der Gemeindeordnung, wenig auf den Grund zu gehen. Wir wissen wie mangelhaft und turbulent die Berathungen unserer Gilden und Ritterschaften sind, und was haben die für schöne „Gemeindehäuser!“ Das Haus allein thut's nicht; allerdings würden einige Abnormitäten durch geräumige Häuser und gute Schreiber beseitigt werden, aber des Pudels Kern — die Organisation selbst — ist nicht berührt worden. Freilich ist der Bau eines Gemeindehauses gesetzlich vorgeschrieben (B.-B. v. 1819 § 115, v. 1849 § 386, v. 1860 § 344), aber in dem neuesten Gesetz seinem Zwecke nach eingeschränkt worden: „zur Placirung des Gemeindegerechts.“ Daß es selbst in diesem beschränkten Sinne nicht geschehen, ist vielleicht

kein Unglück. Man vergesse nicht, daß das Gemeindegewicht nur auf dem Hofe sich versammeln darf (l. c.), wo allein auch nur die Versammlungen stattfinden können, weil sie nur unter Leitung und Bestätigung der Gutsverwaltung verfahren dürfen. Man vergesse ferner nicht, daß, wie auch der Verfasser bemerkt, alle Steuerzahler in Person an den Versammlungen Theil nehmen müssen oder dürfen. In diesen beiden Momenten liegt die tiefere Ursache des Uebels. Die Gemeinde in ihren wirthschaftlichen und Steuer-Interessen müßte emancipirt werden und ihr Haus auch anderswo bauen dürfen als auf dem Hofe. Die Versammlungen aber müßten den Heerden-Charakter verlieren, sie müßten zu bloßen Wählerversammlungen werden, während die eigentliche und ausschließliche Gemeinderepräsentation einem Gemeindeauschuß mit einer einheitlichen Spitze (ein Vorsteher statt zweier) übertragen werden müßte. Das „Licht des Selbstbewußtseins“ wird mit dem Wohlstande des Bauerpächters und Eigenthümers von selbst kommen, der Gutsherr kann es ihm nicht allein anstecken. Das sind — *tempi passati!*“

St. Petersburger Correspondenz.

Anfang November.

ß. — **W**enn wir von Judenverfolgungen in früheren Zeiten lesen, so denken wir wohl echt pharisäisch, wie unsere Zeit hoch über der früheren stehe an Bildung, Toleranz u. dgl. m. Es empört uns zu lesen, wie Moses Mendelssohn in Berlin vor hundert Jahren um die Erlaubniß petitioniren mußte, sich als Jude in Berlin aufzuhalten, und mit welchem Ungemach er gegenüber der Gesetzgebung in Preußen zu kämpfen hatte. Man kam sich in Berlin sehr großherzig und aufgeklärt vor, wenn man die Juden dort litt, und mochten auch Menschen darunter sein wie Moses, Henriette Herz u. A. Es kommt uns unaussprechlich kläglich vor, wenn in Frankfurt a. M. 1814 die Juden alle Errungenschaften der Revolutionsjahre wieder einbüßten, so daß Börne aus dem Staatsdienste scheiden mußte. Darüber sind nun fünfzig Jahre vergangen, und wie viel weiter sind wir? Daß es in der Geschichte an Retardationsmaschinen nicht fehlt, zeigt mancher Vorfall. Wenn in Deutschland ein Jude zu einem Amte kommt, so gilt es für ein großes Ereigniß, und als sich neulich ein Jude als Privatdocent der Geschichte an einer deutschen Universität habilitirte, wurde ihm, bis auf einige sehr unschädliche Stoffe, wie z. B. Wappenkunde, das Lesen mancher historischen Zeiträume vollständig untersagt. Hiernach müßte die Geschichte des Papstthums nur von Papisten geschrieben werden dürfen und man begreift nicht, wie Ranke als Protestant seine „Päpste“ zu schreiben sich unterfangen konnte.

Vor einigen Wochen erschien folgende Verordnung in Betreff der Juden in Kiew: „Da viele derjenigen Juden, denen das Gesetz nur einen zeitweiligen Aufenthalt in Kiew gestattete, beständig daselbst wohnten, wurde Ende vorigen Jahres der Befehl erlassen, daß alle Juden, welche zu der oben erwähnten Kategorie gehörten, bis zum 1. März d. J. Kiew verlassen haben sollten. Da jetzt mehrfache Klagen eingegangen sind, daß die Polizei den Juden den Aufenthalt in Kiew auch in den Fällen verbietet, wo ihnen derselbe gestattet ist, und einige Juden verhaftet und nach ihrem Wohnorte zurückgebracht worden sind, während andererseits Juden, denen das Gesetz den Aufenthalt verbietet, dennoch in Folge der Nachlässigkeit und einer noch schlimmeren Schuld einiger Polizeibeamten von Quartal zu Quartal ziehen, — so hat der Kriegsgouverneur von Kiew der Polizei Verhaltensregeln ertheilt, wie in Betreff der Juden überhaupt zu verfahren sei. Diejenigen Juden, welche nicht das Recht haben, in Kiew zu bleiben und sich jetzt daselbst noch aufhalten, werden mit Unterzeichnung eines Reverses angewiesen, den Ort binnen drei Tagen zu verlassen. Wenn sie alsdann nicht abgereist sind, werden ihnen die Pässe abgenommen und sie erhalten einen Zwangspass, mit welchem sie binnen der nächsten drei Tage abzureisen haben, während der eigentliche Pass der Behörde ihres Wohnorts zugesandt wird. Die in Kiew ankommenden Juden müssen ihre Pässe abliefern und erhalten eine besondere Karte für die Zeit ihres Aufenthalts. Wenn sie zum festgesetzten Termin nicht abgereist sind, wird mit ihnen, wie oben angegeben, verfahren.“

Man weiß bei solchen Verordnungen nicht, ob man wünschen oder fürchten soll, daß unter den so Betroffenen ein Moses Mendelssohn oder ein Börne sein möchte. Unsere Professoren der Geschichte ereifern sich sehr lebhaft über die spanische Regierung, welche alle Juden hinaustrieb und später auch die Mauren; über die französische, welche die Hugenotten wider Vertrag und Recht maßregelte. Aber Ferdinand der Arragonische, Philipp III., Ludwig XIV. wurden doch von dem Geiste der Zeit regiert, welchem das Princip der Toleranz noch fremd war. Nicht sie allein sind verantwortlich zu machen für solche Dinge, sondern mit ihnen die Geistlichkeit und der Fanatismus im officiell-kirchlichen Publikum. Die Bartholomäusnacht wäre nicht zu Stande gekommen, wenn nicht der katholische Pöbel von Paris der Regierung seinen Arm geliehen hätte und auch die spanische Regierung hätte die orientalischen Elemente der Bevölkerung weniger brutal behandelt, wenn nicht die Raserei gegen Andersgläubige

gewissermaßen in der Last gewesen wäre. Der Engländer Buckle hat so Unrecht nicht mit seiner Ansicht, die Regierung in Spanien sei denn doch noch weniger intolerant gewesen als das Volk, welches gläubig aushorchte, als ein Geistlicher den Untergang der Armada dem Umstande zuschrieb, daß die Mauren noch in Spanien weilten.

Gleichzeitig mit jenem Rigorismus in Kiew ereignet es sich, daß der Adel in Charlow in Erkenntniß des Nutzens, welchen der freie Aufenthalt der Juden dem Gouvernement Charlow bringen würde, bei Gelegenheit der Wahlversammlung eine Adresse an S. M. den Kaiser gerichtet und darin gebeten hat, den Juden den Aufenthalt im Gouvernement zu gestatten. Diese Erlaubniß ist denn auch, wie man sagt, bereits in Wirksamkeit getreten. So melden die Zeitungen und eine andere Zeitungsnotiz enthält die erfreuliche Mittheilung, daß die Statuten der Gesellschaft „Arbeit,“ welche den Zweck hat, den Juden der Stadt Odessa Mittel zur Erwerbung solcher Kenntnisse zu gewähren, die zur Betreibung der Gewerbe nothwendig sind, vom Minister des Innern bestätigt worden seien.

Obiger Zusammenstellung von Thatsachen wollen wir nur noch eine statistische Notiz beifügen, welche, obgleich schon bekannt, doch recht gut als ein „fabula docet“ dienen kann. Nach statistischen Angaben der Missionäre sind auf der Erde 7 Millionen Juden vorhanden, von denen die Hälfte in Europa lebt. Der größte Theil davon kommt auf Rußland, welches 1,200,000 jüdische Bewohner zählt; Oesterreich hat deren 853,000, Preußen 284,500 und die andern deutschen Staaten 192,000. In Frankfurt a. M. kommt 1 Jude auf 16 Christen; in Schweden und Norwegen gestaltet sich das Verhältniß wie 1:6000. In Frankreich leben 80,000, in England 42,000, in der Schweiz 3,200 Juden. Wo die Juden mit den übrigen Einwohnern gleiche Rechte haben wie in Frankreich, Belgien, England, vermindert sich ihre Zahl merklich; wo dies nicht der Fall ist, wächst sie beständig. Seit dem Beginn des jetzigen Jahrhunderts haben die Gesellschaften zur Befehrung der Juden zum Christenthum große Opfer gebracht, um nur 2000 Juden zu taufen.

So giebt es also verschiedene Methoden die Zahl der Juden zu verringern, falls dieses denn doch wünschenswerth sein sollte. Entweder man schlägt sie todt, oder verjagt sie, oder man tauft sie und führt das Stück von Mortara und Cohen unter verändertem Namen wieder auf; oder endlich man giebt ihnen gleiche Rechte mit allen Uebrigen. Das Publikum

in Rußland scheint, wie obige Vorfälle in Charkow und Odessa zeigen, den letzterwähnten Weg vorzuziehen.

Während nun die reelle Lage der Juden in so vielen Ländern noch immer ein Problem und ein Gradmesser der fortschreitenden Civilisation bleibt, sind in Deutschland wiederum zwei recht schöne Bücher über den idealisirten Juden Lessings erschienen: von D. Strauß (Lessings Nathan der Weise, Berlin 1864) und von Kuno Fischer (Lessings Nathan der Weise, die Idee und die Charaktere der Dichtung, Stuttgart 1864). „Dieses Drama,“ sagt Hase in seinem geistreichen Buche über das geistliche Schauspiel, „hat das Herz des deutschen Volkes getroffen, weil es vom Streben nach Befreiung der Geister das Edelste aussprach: die Milde gegen Andersgläubige und die Religion der Humanität.“ — „Es ist in diesem Schauspiel,“ sagt Schwarz (Lessing als Theolog, Halle 1854) „ein Stück unseres deutschen Lebens, ein tiefgehender Zug unserer nach Innerlichkeit und Freiheit der religiösen Ueberzeugung verlangenden Natur dramatisirt; es ist nicht nur die Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts mit ihrer Toleranz hier verherrlicht — nein! es ist ein über jene Zeiten weit hinausgehendes Ideal religiöser Duldung hingestellt, welches das deutsche Volk immer als das seinige erkennen, als sein Erbtheil in Anspruch nehmen wird!“ So ist es denn natürlich, wenn Nathan der Weise seit seinem Erscheinen im Jahre 1779 immer wieder der Gegenstand des Nachdenkens und der Bewunderung für hervorragende Köpfe geworden ist. Lessing schreibt in seiner Vorrede zum Nathan: „Noch kenne ich keinen Ort in Deutschland, wo dieses Stück schon jetzt aufgeführt werden könnte. Aber Heil und Glück dem, wo es zuerst aufgeführt wird.“ Seitdem hat es sich auf allen Bühnen erhalten; in allen Schulen werden Scenen daraus gelesen und gelernt. „Fast jeder Knabe von einiger Schulbildung kennt das Gleichniß von den drei Ringen, und es wird schwer halten die Lehrer und die Väter zu überzeugen, daß dieses Buch, das ihnen einst ihre Väter als einen Schatz religiöser Weisheit in die Hand gegeben haben, ein gefährliches, unchristliches Buch sei.“ (Hase) — „Das Buch,“ sagt Gervinus, „ist neben Göthe's Faust das eigenthümlichste und deutscheste, was unsere Poesie geschaffen hat. Wem hat nicht bei dieser freien, sichern Moral, die in jedem Zuge großartig und mannhaft ist, das Herz geschlagen? Und welcher Mann der spätern Zeiten wäre, den wir uns zum Muster nehmen möchten und dem nicht diese heiter-ernste Menschlichkeit ein neuer Katechismus worden wäre? Und was könnte man der Folgezeit Heilsameres

wünschen, als daß dieser reizende Codez religiöser und weltlicher Moral immer tiefer in die Herzen unseres Volkes greifen möchte, dem es so vorzüglich gegeben ist, zu glauben ohne Aberglauben, zu zweifeln ohne Verzweiflung und frei zu denken ohne frivol zu handeln.“

Strauß' und Fischers Büchlein über den Nathan sind aus Vorträgen entstanden und beide glänzen durch Geistreichthum, Geschmack, Eleganz im Stil und Tiefe der Auffassung. Mit gewohnter philosophischer Schärfe geht Runo Fischer auf jeden Charakter in dem Stück ein und richtet sich vor allem gegen die Ansicht, nach welcher die Rollen im „Nathan“ Personifikationen der verschiedenen Glaubensbekenntnisse darstellen sollen, während in ihnen allen die Grundzüge aller Religion und Moral zum Ausdruck gelangen. Fischer würdigt mehr die ästhetische Bedeutung des Dramas, Strauß charakterisirt in seiner genialen Weise mehr die historische Thatsache einer solchen literarischen Erscheinung. Er schließt seine Betrachtung mit den Worten: „Vergleichen aus einer bessern Welt stammende Schöpfungen, einer Welt, in welcher die Gegensätze ewig schon gelöst, die Kämpfe ewig schon gewonnen sind, worin wir uns oft so aussichtslos abarbeiten, sind uns aber nicht zu thatlosem Genuß, zu bloßer ästhetischer Anschauung gegeben: vielmehr als Unterpänder und Mahnungen zugleich, daß dem ernstern und redlichen Kampfe der endliche Sieg nicht fehlen werde; daß die Menschheit, wenn auch langsam und unter Rückfällen, aus der Dämmerung dem Lichte, aus der Knechtschaft der Freiheit entgegenschreite; daß aber auch nur der als Mensch mitzähle, der im weitem oder engern Kreise als Nathan oder als Klosterbruder, als Sittah oder Recha, nach Kräften geholfen hat, den Anbruch dieses Tages, das Kommen dieses Gottesreiches zu beschleunigen.“

Mitte November.

Ein englischer Schriftsteller sagt von Adam Smiths „Untersuchungen über die Beschaffenheit des Volkswohlstandes“ (1776), es sei vielleicht das einzige Buch, welches einen unmittelbaren, allgemeinen und unveräußerlichen Wechsel in den bedeutendsten Theilen der Gesetzgebung aller civilisirten Staaten hervorgebracht habe, und Buckle bemerkt, daß sogleich nach Erscheinen desselben die Wahrheiten der Wirthschaftslehre ihren Weg ins englische Unterhaus gefunden hätten. Sehr häufig citirten die leitenden Parlamentsglieder Stellen aus diesem Buche. Trotz manchen großen Sieges, den die Wissenschaft auf praktischem Gebiete errungen, vermißt

man doch eine noch unmittelbarere Einwirkung der Wirthschaftslehre auf die Gesetzgebung und manche Beispiele lassen sich anführen, welche beweisen, daß die Regierungen nicht immer Notiz zu nehmen pflegen von den Errungenschaften wissenschaftlicher Forschung.

Vor nicht langer Zeit erhielt ein im Reichsrathe durchgesehenes Gesetz, betreffend das Eigenthumsrecht auf Zeichnungen und Modelle bei Fabrik-erzeugnissen die allerhöchste Bestätigung. Jeder Erfinder eines Modells oder einer Zeichnung, ebenso jeder, der sich ein Muster durch Kauf angeeignet hat, kann sich durch Einreichen von Bittschriften an das Departement für Manufacturen und inneren Handel oder an die Moskauer Abtheilung des Manufacturconseils das Eigenthumsrecht auf diese Muster sichern. Dieses Eigenthumsrecht kann je nach Wunsch auf 1 bis 10 Jahre erworben werden und für die Ertheilung desselben wird eine Gebühr von 50 Kop. für jedes Jahr entrichtet. Personen, welche dergleichen privilegierte Zeichnungen und Modelle eigenmächtig benutzen, werden einer Geldstrafe von 50 bis 200 Rub. unterworfen; außerdem kann von dem Eigenthümer auf Schadenersatz angetragen werden.

Es ist mit diesem „Musterschutz“ wie mit dem Patentwesen. Lange nachdem die Wissenschaft den Stab über solche Verordnungen gebrochen hat, bestehen sie doch in mehreren Staaten noch fort und es ist kaum anzunehmen, daß in nächster Zukunft schon diese Schranken, welche die Gesetzgebung der Production setzt, fallen werden. Die Patente sind erst ein Paar Jahrhunderte alt *). In dem Jahre 1623, als in England viele Vorrechte und Privilegien, welche mit dem gemeinen Recht in Widerspruch standen, aufgehoben wurden, blieb doch das Hoheitsrecht bestehen, durch welches die Krone dem Erfinder auf eine gegebene Zeit das ausschließliche Recht verbürgen konnte, seine Erfindung allein ausbeuten und benutzen zu dürfen, und zwar „weil diese Privilegien weder dem Staate nachtheilig wären, da sie den Handel in keiner Weise weder durch Preiserhöhung noch sonst wie beschränkten, noch auch den landesüblichen Gesetzen zuwiderliefen.“ So wurde der Grund gelegt zum Patentwesen. Underthalbhundert Jahre später folgten die vereinigten Staaten von Nord-Amerika dem Beispiele Englands, indem durch die Unabhängigkeitsacte und Verfassung vom 17. September 1787 dem Centralcongress die Aufgabe gestellt wurde: das Fortschreiten der Wissenschaften, nützlichen Künste und Gewerbe dadurch zu

*) Unsere Tage, 63. Heft.

befördern, daß er für bestimmte Zeit den Autoren und Erfindern das ausschließliche Recht auf ihre Werke und Entdeckungen sichere. In demselben Jahre ging Frankreich mit einem Patentgesetz vor, 1815 folgte Preußen und allmählig traten Oesterreich, Belgien und die Niederlande, Neapel und der Kirchenstaat, Rußland und andere Staaten hinzu. — Es dauerte indessen nicht lange, so wurde die Nützlichkeit des Patentwesens angezweifelt. In England und auf dem Continent, in Handelskammern und Parlamenten, in wissenschaftlichen Schriften und auf volkswirtschaftlichen Congressen begann eine Agitation gegen das Patentwesen, und der Kampf um diese Frage entbrannte recht lebhaft. Man erkannte, daß das Prüfungsverfahren bei Ertheilung von Patenten an großen Unvollkommenheiten leide, und ferner, daß es mit dem wirksamen Rechtsschutz durch ein Patent sehr wankend stehe, was z. B. durch die sehr große Seltenheit von Patentprozessen bestätigt wird. Man mußte einsehen, daß durch die Patente eine Menge peinigender Semnisse in die technischen Gewerbe und in die fortschreitende Technik selbst gebracht würden. „Jeder Industrielle, der irgend eine neue Vor- und Einrichtung einführt, muß sich links und rechts vorsehen, daß er nicht unter den Tausenden von Patenten eines verlegt, welches diese Vorrichtung, sei sie auch noch so unwesentlich, schlägt. Der Boden der industriellen Thätigkeit ist auf diese Weise mit Fußangeln förmlich gepflastert.“ Mancher Patentnehmer hat eine reichlich fließende Einnahmequelle und jeder Nachfolger, der nicht in Prozeßstreitigkeiten verwickelt werden will, wird ihm tributpflichtig. Ein Amerikaner hat mit einem kleinen Apparate Versuche zur Zerlegung des Wassers gemacht, um es zur Feuerung zu verwenden, hierauf ein Patent genommen, und in Folge dessen darf auf dem ganzen Gebiete Niemand weiterbauen und eine Erfindung benutzen, ohne sich vorher die Bewilligung des Amerikaners erkauft zu haben. Der Director der großen Telegraphencompagnie in England hat am Anfang der fünfziger Jahre im Parlament mitgetheilt, daß seine Gesellschaft weit über 1 Million Thaler bloß dazu hat verwenden müssen, um alle die Patente aufzukaufen, welche neben dem ihrigen bestanden. Solche Thatsachen sprechen beredt genug für eine Reform der Patentgesetzgebung, welche denn auch hier und da angebahnt worden ist. — Der Congreß der deutschen Volkswirthe in Dresden faßte vor etwa einem Jahre (1863 im September) folgenden Beschluß: „In Erwägung 1), daß Patente die Fortschritte der Erfindung nicht begünstigen, vielmehr deren Zustandekommen erschweren; 2) daß sie die rasche und allgemeine

Anwendung nützlicher Erfindungen hemmen; 3) daß sie dem Erfinder selbst im Ganzen mehr Nachtheil als Vortheil bringen, und daher eine höchst trüßliche Form der Belohnung sind, erklärt der Congreß, daß Erfindungspatente dem Gemeinwohl schädlich seien.“

Noch schwieriger in der praktischen Durchführung, wenigstens nicht ohne peinigende Belästigungen der industriellen Thätigkeit ist der Muster-schutz, die „zugespitzte Consequenz der Erfindungspatente“*). Der Schutz eines oft sehr unbedeutenden Musters, das aus einer Combination einer Anzahl Linien und Farben besteht, ist ein illusorischer. Es giebt gegenwärtig, außer in Rußland, Muster-schutzgesetze in Frankreich, England, Nordamerika und Belgien, während in den Niederlanden, der Schweiz (wo man auch keine Patente kennt), Italien, Spanien, Portugal und im Zollverein keine derartigen Gesetze bestehen.

Bei dem Muster-schutz kommt es allmählig dahin, daß jeder Industrielle ängstlich alle Musterarchive erst durchsehen lassen möchte, ehe er sein eigenes Muster als wirklich neu ansehen und sicher an den Markt bringen darf. Uebrigens ist für einen Concurrenten nichts leichter als ein Muster trotz der Strafbestimmungen des Gesetzes unbefraßt nachzuahmen, indem er einfach einige Linien ab- oder zusetzt oder in Längen- oder Breiten-dimensionen Aenderungen vornimmt, oder einige Schattirungen anbringt oder den Untergrund modificirt. So ist denn die Umgehung des Gesetzes sehr leicht und Kosten, Mühe der Anschaffung und Patentirung sammt allen dazu erforderlichen Ausgaben, Formalitäten und Zeitaufwande sind umsonst gewesen. Keine Macht der Erde ist im Stande die Musterdiebstähle alle kennen zu lernen. Die meisten entziehen sich der Beobachtung. Bei der ungeheuern Ausdehnung des Weltmarktes, bei den großartigen Verkehrs-anstalten der neuesten Zeit, ist es vollkommen unmöglich der nach allen Welt-gegenden transportirten Waare zu folgen und deren Muster vor Nachahmung zu schützen. Der Staat ist thatsächlich außer Stande dem zu Schützenden in jedem Falle zu seinem Rechte zu verhelfen; der Producent müßte also selbst ein Heer von Agenten unterhalten, welche darüber wachen müßten, daß das Muster-schutzgesetz nicht verletzt werde. So sind denn in den meisten Fällen Muster-schutzgesetze wenigstens nutzlos; daß sie in vielen Fällen dem Gemeinwohl schädlich sind, wird Jedem einleuchten, der die neuesten wissenschaftlichen Resultate der Patentfrage kennt und würdigt. In dem

*) Unsere Tage, 62. Heft.

Gelege der Musterschutzgesetze findet sich eine Reihe von Plackereien und Belästigungen der Industrie, welche wie alle wirtschaftliche Thätigkeit vor allem der freien frischen Luft, der Ungebundenheit bedarf.

Auf einem andern, ebenfalls für das wirthschaftliche Leben überaus wichtigen Gebiete, dem Postwesen, sind hier in den letzten Zeiten manche Verbesserungen eingetreten, welche, so unwesentlich sie scheinen, doch als ein dankenswerther Fortschritt bezeichnet werden müssen. Zunächst muß erwähnt werden, daß der Gebrauch der Briefmarken bei der ausländischen Correspondenz gestattet ist. Früher hatte man die Wahl, entweder die Briefe ins Ausland unfrankirt in einen beliebigen Briefkasten zu werfen oder den bisweilen sehr weiten Weg zum Hauptpostamte zu machen, weil die sonstigen Annahmestellen nur inländische Correspondenz beförderten. Bei dem fortwährend sich steigenden Verkehrsleben mußte eine solche Unbequemlichkeit unerträglich erscheinen. Endlich ist der Wunsch des Publikums erfüllt. Man hat Briefmarken zu verschiedenen Preisen, um jeden Portosatz für Briefe in alle Länder und Welttheile damit zu entrichten und in der Geschichte der Briefmarkensammlungen, welche wie so manche andere Thorheit oder Weisheit epidemisch die Runde um die ganze Welt machen, ist ein neues Ereigniß zu registriren. Die Sache mit den Briefmarken ist einfach genug, jedoch stießen die Urheber der Idee vor etwa 3—4 Jahrzehnten bei ihren Zeitgenossen auf Widerspruch. Selbst diese keinerlei Interessen verletzende Neuerung hatte mit dem am Herkömmlichen stark festhaltenden conservativen Sinne zu kämpfen. Die Einführung der Postmarken bei der Correspondenz mit dem Auslande hat übrigens bei uns außer der größern Bequemlichkeit für den Absender noch den Vortheil einer Tarifiermäßigung zur Folge gehabt, und wenn man an die Einführung der Penny-Post in England und deren glänzende Resultate denkt, so begrüßt man jede Herabsetzung des Portosatzes mit um so größerer Freude. Früher waren die Absender frankirter Briefe ins Ausland verpflichtet von den Postbureau's Quittungen gegen Erlegung von 5 Kop. in Empfang zu nehmen, was bei Briefen nach Deutschland etwa den Portosatz um 25% erhöhte. In den seltensten Fällen machten die Absender von dem Rechte Gebrauch bei gewöhnlichen Briefen Quittungen zu nehmen, was natürlich unnützen Aufenthalt und Schreiberei verursacht hätte, während jeder Absender 5 Kop. zahlen mußte, als hätte er eine Quittung erhalten. Jetzt endlich steht es den Absendern frei eine Quittung gegen Erlegung von 5 Kop. zu verlangen oder nicht. Eine solche Verbesserung ist erwähnenswerth.

Als in Preußen das Bestellgeld aufgehoben worden war, hielt man diese Reform für wichtig genug, um in der Thronrede, welche der König beim Schlusse der Parlamentssession hielt, deren zu erwähnen. Das Bestellgeld in Preußen betrug nur einen Dreier d. h. 1 Kop., während es hier 3 Kop. beträgt. Bedenklich muß es bei uns erscheinen, daß das Bestellgeld auch dann entrichtet werden muß, wenn man die aus dem Innern oder dem Auslande eingegangenen Briefe direct vom Postamte in Empfang nimmt oder abholen läßt. Es ist in diesem Falle also wie in dem obigen mit den Quittungen eine Leistung ohne Gegenleistung; man kann sagen, es ist einer Erhöhung des Portosages in gewissen Fällen gleich zu achten.

Der alte Uebelstand, daß man die inländische Correspondenz nicht anders als frankirt schicken kann, ist noch nicht gehoben. Vor einigen Wochen wurde hier auf diese Frage aufmerksam gemacht, worauf entgegnet wurde: auch in andern Ländern sei wenigstens das Streben der Postverwaltungen wahrzunehmen, dem Publikum das Versenden der unfrankirten Briefe „abzugewöhnen“, was man daraus ersehe, daß unfrankirte Briefe bisweilen zu einem höhern Portosage befördert würden als frankirte. Es ist sehr komisch, daß hiernach die Erhöhung des Portosages unfrankirter Briefe als eine Strafe angesehen werden soll, und nicht als eine Art Affecuranzprämie, welche die Post erhebt, um die Verluste zu decken, welche durch die bisweilen vorkommende Nichtannahme unfrankirter Briefe entstehen. Eine solche Schulmeisteri von Seiten der Post wäre in der That mit dem Starrsinn einer Köchin zu vergleichen, welche ihrer Herrschaft vorschreiben wollte, was sie essen solle. Wenn der große König Friedrich II. von Preußen wohl den Ausspruch gethan hat: „le roi est le premier serviteur de son peuple“, so kann man doch wohl auch von der Post sagen, sie diene dem Gemeinwesen.

Zu dem von der Akademie der Wissenschaften herausgegebenen, soeben erschienenen Kalender für das Jahr 1865 sind in gewohnter Weise u. A. auch die Regeln des Postwesens abgedruckt und bei dem Durchblättern derselben wird man auf mancherlei noch bestehende kleinere und größere Unbequemlichkeiten aufmerksam gemacht. So z. B. sind die vor ein Paar Jahren eingeführten Briefkasten zwar eine schöne Sache, aber der Umstand, daß sie gelb, grün oder braun sind, je nachdem sie nur inländische oder nur ausländische u. s. f. Correspondenz aufnehmen ist erstaunlich fatal. Wenn man in Berlin für jeden Bahnhof Briefkasten von einer bestimmten Farbe in der ganzen Stadt aufstellen wollte, so wäre dieses in der That

eine starke Zumuthung für das Gedächtniß des Publikums. Allerdings steht bei jedem Briefkasten die Erläuterung, nach welcher Weltgegend die hineingeworfenen Briefe befördert werden, aber das Lesen ist, zumal bei uns, nicht Jedermanns Sache und die Farbensymbolik läßt vielerlei Verwechselungen und Uebelstände zu. Es wäre in der That wünschenswerth, daß die in die Briefkasten gelegten Briefe möglichst oft herausgenommen und von Postbeamten sortirt würden und ferner, daß die Zahl der Briefkasten bedeutend vermehrt würde. — Ferner muß es auffallen, daß die Asscuranztagz für Geld- und Effectensendungen bei Summen von 300 Rubel und darunter so hoch ist. Sie beträgt 1% und das scheint denn doch allerdings um so bedeutender, als der Mangel an Creditanstalten, Zahlungsorganen, gerade Baarsendungen sehr häufig unentbehrlich macht und gerade die kleineren Sendungen, d. h. diejenigen, welche von der ärmeren Klasse ausgehen, so theuer versichert werden müssen. Wenn man daran denkt, daß in England allein fortwährend gegen 120 Millionen Pfund Sterling in Wechslern umlaufen, so muß man die Engländer um die Wohlfeilheit dieses Transportmittels für Geldsendungen beneiden. Jeder Wechsel geht durchschnittlich durch fünf Hände und so wird ohne Geld innerhalb der sechs Monate durchschnittlicher Wechseldauer eine Zahlsumme von über 4000 Millionen Rubel ausgeglichen. Viele Wechsel aber erhalten weit mehr als fünf Indossamente: ein englischer Bankdirector berichtet von einem Wechsel mit 120 Indossamenten^{*)}. Es läßt sich bei solchen Verhältnissen ermessen, welche ungeheuern Unkosten an Porto und Asscuranz dabei erspart werden, während bei uns allein die Unkenntniß der Buchhalterei, der Mangel an Credit zahllose Sendungen von Geld durch die Post zur Folge hat. Je wohlfeiler diese besorgt werden, desto größere Erleichterung hat der Verkehr überhaupt, desto rascher ist der Güterumlauf. — Endlich erwähnen wir noch einer etwas seltsamen Bestimmung in dem Reglement über die Anzahl von Postpferden, welche den Reisenden je nach Verschiedenheit ihrer Equipagen und nach der Jahreszeit vorzuspinnen sind. Vom 1. December bis 15. März und vom 15. Mai bis 15. September wird nämlich eine geringere Anzahl Pferde vorgespannt als während der übrigen Zeit des Jahres. So einleuchtend es ist, daß zu gewissen Jahreszeiten, im Frühling und im Herbst, die Wege schwerer zu befahren sind, so wenig ist es zu begreifen, wie für das ganze

*) Schäffle, National-Oekonomie S. 240.

ungeheure russische Reich, das die verschiedensten Klimate umfaßt, dieselben Tage und Wochen für die größere oder geringere Fahrbarkeit der Straßen hat angenommen werden können. Es ist freilich wahr, daß alle Gesetzgebung nur ein schwacher Versuch ist, die Theorie der Praxis anzupassen und daß die Wirklichkeit stets „klüger“ ist als alle Theorie; aber in diesem Falle ist die Theorie denn doch allzu schematisch und hinkt allzuweit hinter der Praxis her. So wird z. B. in diesem Jahre in unsern Gegenden und nördlicher durch buchstäbliche Ausführung jener Bestimmung mehrere Wochen hindurch ein durchaus nutzloser Verbrauch von Pferden veranlaßt werden, was nicht Vielen zu Gute kommt, sehr Vielen aber Verdruß bringt.

Mein Literaturbericht mag sich dieses Mal wieder dem historischen Gebiete zuwenden. — Vor ein paar Wochen erschien hier eine Broschüre von Kostomarov, betitelt: „Wer war der erste Pseudodemetrius?“ Diese kleine Schrift, in knapper wissenschaftlicher Form, eine Quellenforschung durch und durch, hat hier in den weitesten Kreisen ungewöhnliches Interesse erregt. Allerdings ist diese Untersuchung gut lesbar, scharfsinnig und elegant in der psychologischen Interpretation, und besonders letzteres scheint auf das Gros der Leser zu wirken. Es ist wie bei jeder „cause célèbre“: die Frage, wer der erste Pseudodemetrius war, hat criminalistische Reiz, und daher vorzüglich wird das kleine gelehrte Büchlein Kostomarovs so viel gelesen, daß eine große Anzahl von Exemplaren davon abgesetzt worden sein muß. Mit dieser episodischen Untersuchung ist es übrigens nicht abgethan. Wie man erzählt ist dieselbe nur ein Bruchstück eines großen Werkes über die Revolutionsperiode in Rußland zu Ende des sechszehnten und zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts. Gerade dieser Zeitraum ist in den letzten Jahren bisweilen der Gegenstand historischer Forschung gewesen und auch Solowjew hat in seinem großen Werke manches bedeutende bisher unbekanntes Material über diese Geschichtsperiode mitgetheilt. Den Geschichtsschreibern Rußlands fehlt es nicht an Material. Die Menge von bereits im Druck erschienenen Geschäftspapieren früherer Zeiten reicht hin, um manche bedeutende Resultate zu gewinnen und außerdem sind die ungedruckten Archivalien in den letzten Zeiten zugänglicher gemacht worden. Aber gerade diese Fülle von zu verarbeitendem Stoffe ist bisweilen der Geschichtsschreibung nachtheilig gewesen. Die große Masse von Archivalien erdrückt den Verfasser oft; er ist außer Stande jedes einzelne Document gehörig zu prüfen, zu würdigen, das Material zu sichten und zu ordnen, und so machen denn manche neuere Arbeiten der

russischen Geschichtsliteratur den wüsten Eindruck von Archivaliensammlungen. Als Beispiel für diese Behauptung können die großen und in der russischen Geschichtsliteratur epochemachenden Werke von Solowjew und Ustrjalow gelten. Es soll neuerdings ein neuer Band (der 14.) von Solowjews Geschichte Rußlands erschienen sein, und damit beginnt der Verfasser bereits die zweite Hälfte seiner ungeheuren Aufgabe, die neuere Geschichte Rußlands. Es ist sehr lehrreich bei solchen Werken die Erfahrung zu machen, daß eigentlich so allgemein umfassende Werke bei den jetzigen Anforderungen der geschichtlichen Wissenschaft und Kunst nur in den seltensten Fällen möglich sind. Von historischer Kunst kann nur bei großer ästhetischer Begabung und bei völliger Beherrschung des Stoffes die Rede sein. Ranke mag hundert von Folianten ungedruckter Materialien zu seinen Geschichtswerken durchgearbeitet haben: nirgends ist wahrzunehmen, daß ihm der Stoff über den Kopf wachse; jede Zeile, jeder Gedanke hat Form bei ihm. Entwirft er die Charakterisierung eines Fürsten, eines Ministers, so läßt sich vielleicht jedes Epitheton, jeder Zug in solchen Portraits auf irgend einen Ausspruch eines Zeitgenossen oder auf irgend eine Thatsache zurückführen, und doch stellt sich das Ganze wie aus einem Gusse dar und erscheint nicht als ein mit großer Mühe zusammengearbeitetes Mosaik. Geschmack und wissenschaftliche Tiefe, ein feiner ästhetischer Takt und die gewissenhafteste Gündlichkeit sind allerdings selten in dem Grade beisammen anzutreffen wie bei Ranke, der auch in seiner Sprache, in seinem Stil seine Originalität bewahrt und wohl auch in dieser letzteren Beziehung als der größte historische Künstler Deutschlands bezeichnet werden kann. Bei dem Lesen historischer Werke in russischer Sprache kann man wahrnehmen, daß die Verfasser in Bezug auf Sprache und Stil vielfach von dem Material, welches sie benutzten, abhängig sind. Die russische Sprache in den Werken des verstorbenen Professors an der Moskauer Universität Granowski, oder in denen Rudrjawzews und Stassulewitsch's ist eine andere als z. B. Solowjews. Bei den ersteren handelt es sich um Quellen in deutscher, französischer u. a. Sprachen; es sind abendländische Begriffe und Thatsachen, welche eine abendländische Terminologie mit sich bringen; es giebt daher in diesen Werken eine Menge Fremdwörter; die Bildungsfähigkeit der russischen Sprache macht sich bei dieser Gelegenheit wohl geltend aber auch ihre Jugendlichkeit. Bei Solowjew dagegen ist alles urrussisch. Auch wenn er nicht alte Urkunden wörtlich anführt, schmeckt man den Stil der officiellen Geschäftspapiere oder

der Chroniken bei seiner Erzählung durch. Man begegnet Wörtern, welche sonst in der modernen russischen Sprache nicht vorkommen, man lernt die Satzwendungen früherer Jahrhunderte. Es ist wie eine Simrock'sche Uebersetzung der Nibelungen etwa, wo noch viel von der Kraft und Ureigenthümlichkeit der alten Formen und Wörter übriggeblieben und doch auch viel davon verloren ist. Wer in Archiven gearbeitet hat, kennt den Reiz des Unmittelbaren auch in Sprache und Stil alter Urkunden, aber auch die Langeweise der Wiederholungen, der ermüdendsten Breite des Kanzleistils und des Schematismus in den Formen der Schriftstücke. Ganz ähnliche Eindrücke erfährt man bei der Lectüre Solowjew's. Er erspart seinen Lesern nicht viele Mühe. Er führt sie direct ins Archiv und legt ihnen eine Urkunde nach der andern vor. Es entsteht auf diese Weise ein endloses Mosaik von einzelnen Geschichten und daraus muß denn der Leser so gut er kann eine Summe ziehen, was er übrigens auch bei weniger reichlich gespendetem Material zu thun im Stande wäre. Es ist unglaublich, wie viele hunderte von Namen in Solowjew's Werke nur ein einziges Mal vorkommen. Die gleichgültigsten Personen treten auf und verschwinden wieder für immer, ohne daß ihr Name etwas zur Sache thäte, ohne daß ein anderer Grund bestanden hätte ihn mitzutheilen, als der Umstand, daß in den archivalischen Urkunden seiner erwähnt wurde. Ein Historiker muß dergleichen unter den Tisch zu werfen verstehen oder etwa die Urkunden wörtlich abgedruckt herausgeben. Kann er selbst den ins Ungemessene angeschwollenen Stoff nicht gehörig verarbeiten, so thut er besser, die Rohwaare unangetastet mitzutheilen, damit Andere an die Verarbeitung gehen können. Hat man die Geduld sich durch diese Menge von Geschäftspapieren hindurchzuarbeiten, so hat man wohl einen vollständigen Begriff etwa von den diplomatischen Verhandlungen mit Polen oder von den Instructionen an die russischen Gesandten in Konstantinopel, aber es ist daran eine unverhältnißmäßig große Mühe gewandt worden. Für das lesende Publikum giebt er zu viel und für Fachmänner zu wenig. Will man die von ihm im Auszuge mitgetheilten Archivalien benutzen, so kommt man leicht zu einem Gefühl des Bedauerns, daß er für einzelne hochwichtige Fragen über Materialien verfügte, welche, in ein so allgemeines Werk verwoben, viel weniger Werth haben als bei Einzeluntersuchungen. Und an letzteren ist eben ein großer Mangel zu spüren. Die einzelnen Bausteine sind noch nicht zugehauen, der Plan zu einer allgemeinen Geschichte Rußlands noch nicht im Einzelnen entworfen, und da soll schon das ganze Gebäude fertig

dastehen. So darf man sich denn darüber nicht wundern, wenn Formlosigkeit die Folge ist. Die gedruckten Sammlungen von Aktenstücken werden noch lange Zeit eine unerschöpfliche Fundgrube für die Geschichtsforschung sein. Die Gesetzsammlung, die große Menge von Verordnungen und Papieren die Verwaltung betreffend, welche von Einzelnen und von gelehrten Gesellschaften im Laufe dieses Jahrhunderts herausgegeben wurden, sind noch lange nicht hinreichend ausgebeutet und sind nicht bloß für die Geschichte des russischen Staates, sondern auch für die des russischen Volkes von allergrößtem Werthe. Wir lernen daraus die socialen Zustände kennen, das wirthschaftliche Leben, die Rechtsverhältnisse u. s. j. Wenn auch solche Documente bisweilen nur ein Fragment einer Verhandlung enthalten, so geben sie doch Anknüpfungspunkte zu weiteren Forschungen und Veranlassung zu neuen Fragen. Sie sind viel beredter als je die Erzählung eines Zeitgenossen oder der officielle Bericht eines Diplomaten sein können. Es gilt aus dieser Menge einzelner Thatfachen die Principien herauszulesen; aus diesem tiefen Schacht die Goldkörner herauszufördern, aus einzelnen Andeutungen ganze Reihen von Thatfachen zu construiren und zu interpretiren. Vieles liegt aber noch ganz brach auf diesem Felde und der Arbeiter sind nicht viele. Es ist wohl von einem namhaften hiesigen Gelehrten die Aeußerung gethan worden, daß bei der gegenwärtigen Lage der Dinge der Wissenschaft nicht so sehr durch Herausgabe neuer Aktenstücke ein wesentlicher Dienst geleistet werde, als dadurch, wenn die vorhandenen gedruckten Akten Sammlungen für die wissenschaftliche Ausbeutung zugänglicher gemacht würden durch Rubriciren, Katalogistren, Sichten und Ordnen derselben nach einzelnen Gegenständen und Fragen. Die russischen Geschichtsforscher haben an diesen Publikationen ein kolossales geistiges Kapital, das gewissenhaft verwaltet sein will, wenn anders man reichliche Zinsen davon erwarten soll. Bei alledem kann man freilich sich immerhin darüber freuen, daß auch neue Urkunden in großer Zahl in den Archiven bei den Forschungen Ustrjalows, Solowjew's u. A. ausgebeutet worden. Es ist dieses bei Solowjew's Werke entschieden die großartigste Seite, wie es denn überhaupt ungerecht wäre den Fortschritt in der Wissenschaft, der darin enthalten ist, zu übersehen. Es zeugt von einer großen Arbeitskraft, einem gesunden Sinne und einer Vielseitigkeit, die nicht immer angetroffen werden. Es ist eine bedeutende Leistung in der historischenn Literatur, und eine um so erfreulichere, als hier kein einseitiges Betrachten der Staats- und Hofgeschichte, kein Behagen an der Unsauberkeit der Palastintriguen

uns entgegentritt, sondern eine eingehende Darstellung der innern Zustände sowie aller Rußland betreffenden internationalen Fragen. Um so mehr bleibt es zu beklagen, daß die Breite und Länge des Werkes der Popularität desselben entgegenstehen. Man schätzt das Buch und den Verfasser aber außer den Fachleuten lesen es Wenige. —

Finländische Correspondenz.

In der russischen Presse werden jetzt auch Stimmen laut, die einen von der Moskauer Zeitung wesentlich abweichenden Ton hören lassen. So namentlich im „Invaliden“, dem weit verbreiteten officiellen Organ des Kriegsministeriums. Die beiden merkwürdigen Artikel, welche er über die baltische Frage gebracht hat, wollten die These durchführen, die Ostseeprovinzen seien zwar ein Nest verrotteter aristokratischer Institutionen, des engherzigsten Privilegienwesens und des entschiedensten Widerstrebens gegen jeden zeitgemäßen Fortschritt, aber mit dem Gerede von „Separatismus“ sei es nichts; darüber könnten sich die von der Moskauer Zeitung aufgeregten Gemüther beruhigen. Eine andere russische Zeitung, welche diese Artikel nachdruckte, interpretirte sie sogar dahin, die Ostseeprovinzialen hingen nur um so fester an Rußland, als sie in Verbindung mit keinem andern europäischen Staate Aussicht darauf haben könnten ihr hergebrachtes Unwesen in der Weise zu bewahren, wie das unter dem russischen Scepter bisher möglich gewesen. Die Rigasche Zeitung hat sich die Mühe gegeben, das Bild, welches der „Invalide“ von unsern Zuständen entwirft, einer gründlichen Kritik zu unterziehen, und daß sie dabei die Wahrheit getroffen und die gerechte Mitte einzuhalten gewußt habe, dafür spricht schon der Umstand, daß weder die extremen Conservativen, noch auch die extremen Progressisten unter unsern Landsleuten mit ihrer Darstellung zufrieden waren. Aber zu dem russischen Publikum dringt die Rigasche Zeitung nicht. Warum unternimmt es niemand von uns, einen Auszug dieser

Arbeit auf russisch zuzurichten? Von der Redaction des Invaliden steht zu erwarten, daß sie eine Entgegnung in so liberalem Sinne nicht zurückweisen werde. Müssen wir ihr doch sogar schon für jene so unfreundlichen und so irrthumsvollen Artikel dankbar sein, insofern dieselben wenigstens dem von der Moskauer Zeitung erfundenen gefährlichsten Anklagepunkte mit Entschiedenheit entgentreten.

Außer dem „Invaliden“ hat auch der von Krajewski redigirte „Golos“ gegen die „Separatismophobie“ der Mosk. Ztg. sich zu erheben gewagt. Wir sagen: gewagt, denn bei der gegenwärtigen Stimmung des russischen Publikums gehört allerdings etwas Muth dazu; eine Zeitung, die ihren Patriotismus nicht durch Feindseligkeit gegen alle localen Besonderheiten bewährt, riskirt vielleicht ihre Abonnenten zu verlieren. Von den bezüglichen Aussprüchen des „Golos“ haben uns besonders zwei gefallen. Erstens: die Mosk. Ztg. sehe alle politischen Gegenstände durch die Brille der polnischen Frage. Zweitens: die Mosk. Ztg. gleiche Einem, der alle thönernen Geschirre bei sich und in den übrigen Wirthschaften des Hauses zerstampfen wolle, um, aus dem wiederhergestellten Urbrei lauter Geschirre von gleicher Façon anzufertigen, während es doch verständiger sei, neuen Thon zu nehmen und daraus zunächst für sich so vortreffliche Geschirre zu machen, daß die Nachbarn von selbst deren Einführung auch in ihre Wirthschaften wünschen müssen. Eine Assimilation der verschiedenen Landestheile sei allerdings zu erstreben, nur nicht auf dem Wege der Zerstörung und Gewalt.

Doch was will das alles sagen? Vorläufig hat die Mosk. Ztg. immer noch das große Wort und wiederum hat sie in einem Paar gewaltiger Artikel ihre Rivellirungsdoctrin in einer für ihr Publikum gewiß sehr überzeugenden Weise auseinandergesetzt. Ihre Meinung läßt sich in Kürze dahin formuliren, daß Rußland seine natürlichen und nothwendigen Grenzen erreicht habe und es nun die Aufgabe sei, innerhalb dieser Grenzen nur ein Gesetz und eine Ordnung herrschend zu machen, daß also die „nebelhaften“ Bestimmungen des Wiener Congresses über Polen zu beseitigen sind, die staatliche Sonderstellung Finnlands zu beseitigen ist, das vom Kaiser Nikolaus uns gegebene „Provinzialgesetzbuch für die Ostseegouvernements“ sammt allen staatsrechtlichen Grundlagen desselben zu beseitigen ist, alle sonst noch etwa vorhandenen Sonderinstitutionen zu beseitigen sind. Dabei kümmert sie sich ziemlich wenig um den verschiedenen Inhalt und die verschiedenartige historische Begründung der Sonderinsti-

tutionen in diesem oder jenem Landestheil; sie ruft vor allem nach Einheit — Einheit gleichviel welche — Einheit und Gleichheit in abstracto! Mit diesem Rufe aber ist es ihr gelungen, einen empfindlichen Nerv des russischen Volkes zu treffen, und wir glauben zu wissen, daß in Folge der erregten Leidenschaft ein guter Theil der Leser der Mosk. Ztg. ihre Lehren in einem Sinne auffaßt, wie dieselben kaum gemeint sind. Namentlich dürfte das in folgender Hinsicht anzunehmen sein. Die Mosk. Ztg. will nur die Einheit und Gleichheit der Institutionen und hat wiederholt und ausdrücklich erklärt, eine Mannichfaltigkeit der Sprachen und Religionen sei in ihrem Idealstaate zulässig, zumal in Rußland, wo es immerhin einen in dieser Beziehung gleichartigen Kern der Bevölkerung von so entschiedener Majorität gebe; ja wir vermuthen von der Mosk. Ztg. sogar, daß sie in ihrem Herzen für die Herstellung einer Gleichberechtigung aller Religionen im Staate ist, unter der Bedingung, daß dieselbe nicht als Sonderinstitution irgend einer Provinz, sondern als allgemeines Reichsgesetz aufträte: nun aber, meinen wir, ist sehr zu fürchten, daß ein Theil des Publikums über dem dominirenden Einheits- und Gleichheitsthema diese Restrictionen zu Gunsten der Toleranz und Humanität überhört. Herr Katkow möge sich vorsehen, nicht Geister zu rufen, die er später selbst vergeblich wünschen wird bannen zu können. Und selbst wenn wir, davon absehend, uns auf das Gebiet der politischen Institutionen beschränken, so müssen wir auch da schon fürchten, daß die Wirkung der Mosk. Ztg. eine über das Ziel hinauschießende sei. Ihre Meinung ist vielleicht gar nicht, daß die von ihr angestrebte Einheit mit einem Griffe erfaßt werde, sondern daß nur überhaupt und je nach Möglichkeit in dieser Richtung vorgegangen und nur unter keiner Bedingung ein Schritt in der entgegengesetzten gethan werde; aber niemals hat sie ihren Lesern gesagt, daß durch zu hastiges Einheitsstreben auch etwas in der Welt zu verderben ist, daß in denjenigen Fällen, wo die Sonderinstitutionen inhaltlich den Vorzug verdienen, die Ausgleichung nur durch Nachrücken des Hauptcorps, nicht durch Zurückzwingen des Vortrabs erzielt werden soll, und was sonst noch etwa für das Maß der Bewegung in Betracht kommen könnte. Solange es aber der Mosk. Ztg. nicht beliebt, auch dergleichen auf's nachdrücklichste zu betonen, könnte es sich leicht finden, daß die influenzirte Masse terroristischer gestimmt wird als ihre große Lehrerin selbst. — Doch sehen wir auch davon ab und halten wir uns, statt an den Lesern, nur an der Zeitung

selbst, obgleich es uns natürlich nicht gleichgültig sein kann, das russische Volk auf diese Weise uns verfeindet werden zu sehen.

Einheit und Untheilbarkeit, Größe und Macht des russischen Staates! Nun, wir Kur- = Ost- = Livländer werden doch wol die Letzten sein, an dem manifest destiny Rußlands zweifeln oder der Solidarität mit seiner Arbeit und Ehre uns entziehen zu wollen — wir, die wir in den Thaten des Krieges und in den Künsten des Friedens Unverächtliches dazu gethan zu haben uns rühmen *). Auch die Mosk. Ztg. erkennt ausdrücklich an, daß die Ostseeprovinzen bisher durch Loyalität und gute Dienste sich ausgezeichnet haben, und meint nur, es sei wenigstens denkbar, daß es hiemit in Zukunft anders werde, falls man nicht ihre Rathschläge hinsichtlich der Abolition der baltischen Sonderinstitutionen befolge. Ja, was ist am Ende nicht denkbar! Schenken wir ihr diese böse Instinuation! Der eigentliche Controverspunkt zwischen der Mosk. Ztg. und uns dürfte in der Frage von der Bedeutung staatsrechtlicher Grundverträge und von der Art und den Mitteln, sie zu lösen, belegen sein. Auch wir wissen, daß ewig nichts in der Welt ist und daß von der Weltgeschichte, die das Weltgericht ist, auch die Heiligkeit der Staatsverträge nur cum grano salis anerkannt wird. Aber nicht weniger als alles scheint uns darauf anzukommen, ob ein historisches Recht gegen ein an sich besseres oder ein an sich schlechteres vertauscht wird, und ferner darauf, ob dieser Tausch mit Beobachtung der civilisirten Rechtsformen oder in anderer Weise sich vollzieht. Die Polen freilich mögen durch ihre wiederholten Revolutionen ihr Congreßrecht voll-

*) Im neuesten Heft der mit der Mosk. Ztg. unter gemeinsamer Redaction stehenden Monatschrift „Russki Westnik“ befindet sich eine Uebersetzung desjenigen Theiles einer Rede von Sir Roberick Murchison, welcher die Leistungen der kaiserl. russischen geographischen Gesellschaft würdigt. Die hohe Anerkennung, welche hier von dem weltberühmten englischen Gelehrten den Verdiensten Rußlands und die Erweiterung der geographischen Wissenschaft gezollt wird, ist dem „Russki Westnik“ offenbar sehr angenehm; uns aber wird er gestatten müssen, an dieser angenehmen Empfindung in besonders starkem Verhältniß theilzunehmen, insofern die überwiegende Mehrzahl der von Murchison angeführten oder gepriesenen Forscher ferner Landstriche entweder in den Ostseeprovinzen geborene oder wenigstens durch die Universität Dorpat gebildete oder durch sie für Rußland vermittelte Naturforscher sind. Man höre die Namen: L. Schwarz, Fr. Schmidt, Gledn, Albich, Maack, Schrenck, Maximowitsch, v. Middendorff, K. Struve, v. Baer. Nur ein, freilich sehr hervorstechender Name gehört einem Deutschen an, der in keiner Beziehung zu den Ostseeprovinzen steht, der des Herrn G. Rabbe. Der echt russischen Namen sind, außer dem des verdienstvollen Secretärs der Gesellschaft, nur fünf. Polen und Finnländer kommen in diesem Berichte gar nicht vor.

kommen verwirkt haben: nicht von ihnen reden wir. Aber folgende Hypothese möchten wir zur Erläuterung der Sache der Mosk. Ztg. vorlegen. Sie nehme einmal an, daß durch unerwartete Weltereignisse plötzlich — die Donaufürstenthümer, oder Ungarn, oder Ostpreußen veranlaßt und in der Lage wären, sich Rußland zur Annexion anzubieten, unter der Bedingung daß es nicht in der Form völliger Einverleibung, sondern irgend eines loseren staatsrechtlichen Verhältnisses geschehe — was würde sie, die Mosk. Ztg., dann wol sagen? Dreierlei ist möglich. Entweder sie sagt: wir haben unsere natürlichen und nothwendigen Grenzen, wir können euch nicht brauchen. Oder sie sagt: wir nehmen euch an, wir halten das, selbst in dieser loseren Form des Staatsverbandes, für einen Machtzuwachs und wir sind gesonnen, den mit euch abgeschlossenen Vertrag zu halten und niemals ohne euern guten Willen abzuändern. Oder endlich sie sagt: wir nehmen euch an, aber nach Verlauf einiger Zeit werden wir finden, daß ihr innerhalb unserer natürlichen und nothwendigen Grenzen belegen seid und daß eure Institutionen nivellirt werden müssen. Wir wären in der That neugierig zu erfahren, welchen dieser möglichen Bescheide die Mosk. Ztg. im Dienste der Größe, Macht und Ehre Rußlands zu geben vorschlagen möchte.

Wer mit den verschiedenen Parteidoctrinen unter den Russen vertraut ist, wird nicht nur vom allgemein russischen, sondern auch vom kur-est-livländischen Standpunkt aus derjenigen der Mosk. Ztg. gern den Vorzug vor den meisten übrigen einräumen wollen. Sie steht nicht auf dem thörichten bloß-ethnographischen Standpunkt, der den Staat und alle wesentlich politischen Momente ganz vergessen und die Race, d. h. das slavische Blut, zu ihrem Denkprincip gemacht hat; sie haßt nicht die *Njenzy* in Bausch und Bogen und erklärt unter ihnen viele „wahre Söhne Rußlands“ zu kennen; sie ist freisinnig in Bezug auf Sprach- und Religionsunterschiede. Das ist eine Basis, von welcher aus, scheint es, sich unterhandeln ließe. Das Einzige, was wir eigentlich von der Mosk. Ztg. zu verlangen hätten, ist, daß sie uns nicht bloß nach ihrem abstracten Ration von Staatseinheit und Separatismus beurtheile, sondern auf das Wesen und den Werth und ganz besonders auf die rechtshistorische Begründung unserer Institutionen auch näher eingehe (wie der „Invalide“ es, wenn auch mit sehr mangelhaftem Verständniß versucht hat). Daß diese Institutionen in hohem Grade reformbedürftig sind und daß bei einer Vergleichung mit den abweichenden Partien des Reichgesetzes das An-sich-Bessere nicht immer diesseits des Peipus gefunden werden mag, das ist wenigstens von uns

an dieser Stelle als längst zugestanden anzusehen. Aber einerseits behaupten wir und haben es im vorigen Hefte dieser Zeitschrift umständlicher ausgeführt, daß den Ostseeprovinzen vermöge des in ihnen kräftig entwickelten Selbstverwaltungsprincips noch immer eine bedeutende Ueberlegenheit innewohnt, die nicht muthwillig zerstört werden darf; und andererseits denken wir, daß die Mosk. Ztg. durch die von uns gewünschte eingehendere Betrachtung dahin geführt werden mußte, neben den Gründen einer patriotischen Zweckmäßigkeit (welchen wir uns nicht verschließen) auch die der Legalität in Acht zu nehmen.

Den von uns im vorigen Hefte dieser Zeitschrift erwähnten „Brief eines Kurländers aus Belgien“ hat die Mosk. Ztg. jetzt übersetzt und gedruckt, ohne Erörterung der besondern Zeitumstände (1861—1862), aus denen er hervorgegangen ist, d. h. ohne Bezugnahme auf die damaligen Extravaganzen des russischen Denkens, gegen welche nur einen Rückhalt zu suchen jener phantastische Brief direct ausspricht. Das heißt denn doch kaum, ehrliche Mittel gebrauchen! Aber freilich wirksam zur noch weiteren Steigerung der feindseligen Stimmung des russischen Publikums wird dieses Mittel wiederum sein. Und was können wir dagegen thun?

Vor längerer Zeit schon erhielten wir aus Mitau (und zwar von Frauenhand) ein Schreiben über das Racenvorurtheil in der Schule, das wir hier, wenn auch in etwas verkürzter Gestalt, mitzutheilen Gelegenheit nehmen:

„Betreten kurländische Eltern ein Schullocal, um ihre Tochter daselbst unterzubringen, so lautet eine ihrer ersten Fragen an die Vorsteherin der Anstalt: „Sie haben aber doch keine Ebräerinnen in ihrer Anstalt?“ — und nur wenn ein befriedigendes „Nein“ als Antwort erfolgt, setzen sie die Unterhandlungen fort. Es sind gebildete Christen, ja Vertreter der christlichen Kirche selbst, die diese Frage stellen, und Lehrer und Lehrerinnen, die mit Genußthuung verneinend antworten. Weßhalb aber wird die Jüdin in unserer Provinz, die sich doch sonst gern einer freien Anschauungsweise rühmt, fast gänzlich vom öffentlichen Unterricht ausgeschlossen? und welches Recht haben wir Christen, sie auszuschließen? Die meisten Eltern haben im Grunde gar keinen klaren Begriff, weßhalb sie es für schädlich halten, ihre Tochter mit einem Judenkinde in Berührung gerathen zu lassen. Man hört wol manchmal etwas von Unordnung, Unsauberkeit, „jüdischem Sinn,“ sowie von möglichen Conflicten im spätern Gesellschafts-

leben; aber meines Wissens entspringt aus der Schulgemeinschaft von Juden- und Christenkindern kein anderer Nachtheil als der in jeder öffentlichen Schule unvermeidliche. In einer Schulanstalt versammeln sich immer Kinder verschiedener Stände, Confessionen, Charaktere: kann es wol anders geschehen, daß ein Kind zeitweilig von dem andern irgend eine üble Eigenschaft annimmt? Daß dieselbe nicht zur bleibenden werde, ist Sorge der Erziehung in der Schule wie im Elternhause. Nur den jüdischen Mädchen angeborene und schneller und bleibender auf christliche Kinder übergehende Fehler wird niemand nachzuweisen wissen. Was den schon erwähnten „jüdischen Sinn“ betrifft, d. h. das Talent des Erwerbes und der Berechnung, so besitzen ihn die jungen Töchter Israels noch nicht; er entwickelt sich erst später in Folge der Umstände und des Beispiels und reift mit den Jahren. Auch „Conflicte“ im späteren Leben sind kaum zu fürchten. Haben die Mädchen ihre Erziehung beendet, so kehrt jedes in seine Häuslichkeit zurück oder ergreift einen Erwerbszweig, ohne sich, wenn sie verschiedenen Lebenskreisen angehören, auf dem gleichen Boden der Geselligkeit wieder zusammenzufinden, und schon an dem bloßen Grusse einer alten Jugendfreundin Anstoß zu nehmen, wäre eben nur der schlagendste Beweis von Mangel an wahrer Bildung und wahrem Christenthum. — Nein! die Ausschließung der Judenmädchen vom öffentlichen Unterricht hat ihren Grund nur in der allgemeinen Absonderung des Juden vom Christen oder darin, daß der aufgeklärte Christ unserer Provinz noch nicht aufgeklärt genug ist, um auch in dem Juden den Menschen anzuerkennen; er sieht nur den Juden und dieser kann nicht von ihm erhalten, was dem Menschen gewährt werden würde. — Die Geschichte aller Zeiten und Völker bezeugt den bedeutenden Einfluß des Weibes auf das häusliche Leben und mittelbar auch auf das staatliche. Von der Mutter, könnte man sagen, hängt die Civilisation des Menschengeschlechts ab. Wie inhuman und wie unpolitisch also, gerade dem weiblichen Theile der jüdischen Landesgenossen in dem Alter, wo die bleibendsten Eindrücke sich in das Herz prägen, jeden Weg zur Bildung und zum Kennenlernen christlicher Lehren verschlossen zu halten. Diejenigen, welche es verschulden — die Eltern aus unchristlichem Hochmuth, die Lehrer und Lehrerinnen um des Vortheils willen, also aus „jüdischem Sinn“ — bedenken wol nicht recht, wie groß ihre Schuld ist. Mich aber kränkt es, daß wir Kurländer, der Stimme der Vernunft und Humanität in dieser Beziehung Gehör zu geben, zu den Letzten in Europa zählen sollen.“

Soweit unsere Correspondentin, die nicht, wie man etwa denken könnte, Fräulein Conradi ist. Wir halten etwas darauf, diese vielleicht naheliegende Vermuthung abzuweisen, damit Kurland sich zweier Frauen rühmen könne, die im Dienste von „Bernunft und Humanität“ die Feder zu führen verstehen. Zugleich benutzen wir diese Gelegenheit, einem sonderbaren Mißgriff der Rigaschen Zeitung in Betreff des gerade jetzt in baltischen Landen so vielgelesenen Romans von Fräulein Conradi zu begegnen. Diese Zeitung meinte nämlich in ihrem Feuilletonartikel über das erwähnte Buch, die Schul- und Universitätsjahre des „Georg Stein,“ d. h. des sich germanisirenden Letten, seien als eine „Leidensgeschichte“ dargestellt und, was die Hauptsache ist, diese Darstellung sei eine berechnigte. Dem ist aber nicht so, weder in dem Buche, noch — wie wir ja Alle wissen — in der Wirklichkeit. Was zunächst das Buch betrifft, so hat der in Tertia eintretende Junge wol anfänglich allerlei kleine Angriffe zu erleiden, wie jedes auch vornehmer geborene Fuchlein, und darunter auch die Neckerei mit „Almen-Zurre“; aber sobald er sich nur einigermaßen eingelebt und als respectabler Kamerad erwiesen hat, denkt niemand mehr an seine Abstammung. Und nun gar die Universität! „Georgs lettische Herkunft, heißt es (S. 150), war in keiner Weise ein Grund zu irgend einer Zurücksetzung auf der Universität. Ist doch die Studentenzzeit die einzige im Männerleben, in welcher die Träume von jener Gleichheit zur Wirklichkeit werden, die man vergeblich in das bürgerliche Leben einzuführen sucht, von jener Gleichheit, welche keinem äußern Verhältniß gestattet einen Einfluß zu gewinnen, wie er nur der Persönlichkeit zugestanden wird. Das ist neben dem wissenschaftlichen Gewinn die segensreichste Einwirkung auf das spätere Leben, von welcher auch diejenigen noch Vortheil ziehen, die sich jenes Gewinnes nicht rühmen können. Wo die Söhne eines Landes eine solche Zeit mit einander verlebt haben, wird sich das Band der Zusammengehörigkeit nie ganz zerreißen lassen, wie ungleich auch später die Verhältnisse sein mögen.“ — Und weiterhin, wo Fräulein Conradi ihren Helden während der Universitätsferien in das Haus eines „kinderreichen“ kurländischen Pastors einführt (S. 154), erzählt sie: „Georg fühlte sich frei und wohl in diesen Kreisen, in welchen seine lettische Herkunft nicht den mindesten Anstoß gab. Er war Student und damit den Söhnen des Hauses vollkommen ebenbürtig.“ — Und dem entspricht auch die übrige Durchführung unseres Romans und dem auch die Wirklichkeit. Wenn irgendwo und irgendwann die lettische oder estnische Herkunft unter

uns als ein Makel angesehen sein sollte (jetzt existirt ein solches Vorurtheil wol überhaupt nicht mehr), so ist das wenigstens nicht in unsern Schulen, auf unserer Universität und nicht in den studierten Berufskreisen der Fall gewesen. Erzählt man uns doch z. B., daß vor einigen Jahren zwei geborene Letten zugleich „Chargirte“ einer stolzen Studentencorporation in Dorpat gewesen seien, und wer die Empfindlichkeit der Begriffe von Ehre und Anstand bei unsern Studenten kennt, weiß was das sagen will. Haben wir nicht ferner mehrere Prediger lettischer oder estnischer Herkunft, die zu den geschätztesten im Lande gehören? Oder hinderte es einst den Doctor Fählmann, geradezu der beliebteste und geachtetste Mann in ganz Dorpat zu sein, daß er sich selbst einen Esten nannte? Oder überdauerte den bereits zu Anfang der dreißiger Jahre in Riga jung verstorbenen, talentvollen Oberlehrer Sobben das enthusiastische Lob seiner Schüler darum minder lange, weil seine Eltern nur lettisch sprachen? — Aber was bedarf es der Beispiele? haben wir nicht lettisches oder estnisches Blut, rein oder in verschiedenen Graden der Mischung, in allen Ständen unserer Gesellschaft? Sollen wir daher lieber folgende Consequenz zu ziehen: da das bezügliche Vorurtheil gegen die Letten und Esten nicht besteht, gegen die Juden aber besteht, so hastet es offenbar nicht an der Race, sondern an der Religion — wie ja auch dadurch bewiesen wird, daß getaufte Familien semitischer Abstammung ebenfalls unangefochten in allen Ständen unserer Gesellschaft sich vorfinden — und da nun in laufender Zeit nicht weniger als drei theologische Zeitschriften bei uns zu Lande herausgegeben werden, so fühlen wir uns berechtigt, die Aufgabe der Ausrottung jenes Vorurtheils, sei es auch zunächst nur hinsichtlich der Zulassung von Judenmädchen zu den christlichen Schulen, in ihre Hände zu legen. Auch für das in Mitau erscheinende und hauptsächlich in Kurland gelesene „Volksblatt für Stadt und Land“ wäre das ein schönes Thema.

Aus Reval — wo es keine Juden giebt — schrieb uns im vorigen Sommer ein dortiger Badegast:

„Hier sehe und höre ich wieder manches Curiosum. Die Stadt ist wirklich ein Pompeji des Mittelalters. Sie bauen jetzt zwei estnische Kirchen gleichzeitig, beide sich gegenüberliegend; die eine gehört dem Dom, die andere der Stadt; beide sind arm und man fürchtet, der Bau werde ins Stocken kommen, aber vereinigen wollen sie sich nicht, erboßen sich vielmehr immer mehr gegen einander. Der Häuserwerth sinkt immer mehr

Ich denke, daß es doch kein schöneres Symbol und Wahrzeichen für das heutige Reval giebt als den Duc de Croÿ: er scheint lebend, ist aber todt; er ist sehr leicht, aber nur weil er ganz vertrocknet ist; er trägt Spitzen und seidene Kleider, aber sie sind ganz verschossen. Reval ist nur noch Badeort und lebt von den Brocken Petersburgs. Waffli-Ostrow ist Neu-Reval, bevölkert von Revalitern, die dort als Handwerker ohne Zünfte und als Kaufleute mitten im Cours- und Creditwesen des neunzehnten Jahrhunderts leben. — Einen Fortschritt habe ich indeß in Reval bemerkt: es giebt jetzt eine Landungsbrücke; früher lief der Petersburger Badegast Gefahr, im Angesicht des Lai wie Fiescho ins Meer zu fallen.“

Wir geben diese Probe Petersburgischer Weltanschauung als Thema zu einer „Estländischen Correspondenz,“ welche Rubrik unsere Revalschen Freunde bisher der Balt. Monatschrift schuldig geblieben sind.

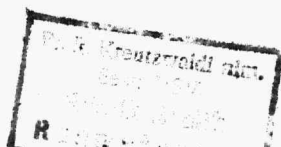
Geschwornengerichte! — Ist denn wirklich und im Ernst die Rede davon? — Im „Fundamentalreglement“ stehen sie freilich auch, im ganzen übrigen Reiche sollen sie alsbald eingeführt werden, und gewiß ist es für uns bedenklich, oder gar unmöglich, uns so überholen zu lassen. Ich beuge mich der Autorität, zumal ich kein Jurist bin; aber wenn ich bedenke, daß die Jury eine der modernsten Errungenschaften, ich möchte sagen: der raffinirtesten Erfindungen der europäischen Civilisation ist und wie viele nothwendige Voraussetzungen dazu uns (ich rede nur von den Ostseeprovinzen) noch fehlen, welche Masse von jedenfalls dringenderen Aufgaben uns auch vorliegt, wieviel handgreiflicherer Nutzen durch energisches Vorgehen auf andern Punkten geschafft werden könnte, so kann ich mich des bitteren Zweifels nicht erwehren. Wird nicht z. B. jeder honnette Einwohner Rigas gern damit einverstanden sein sich noch sein Lebelang von studierten Juristen richten zu lassen, unter der Bedingung, daß nur die Reorganisation unserer Polizei und unseres Feuerlöschwesens desto baldiger zu Stande komme oder daß die drückende Einquartierungslast etwas erleichtert werde? Und wenn man sich ein Land vorstellt, in welchem Schwurgerichts-Asissen mit allem Pomp der Oeffentlichkeit und glänzenden Plaidoyers abgehalten werden, zugleich aber z. B. ein Güterbesitzrecht, wie das unsrige, fortbesteht, wäre das nicht ein Hysteron Proteron der lächerlichsten Art?

Redacteurs:

Eh. Böttcher.

A. Falkin.

G. Bertholz.



- Rörner's sämtliche Werke. Vollständige Ausg. in 1 Bd. M. d. Portr. d. Dichters. 1864.
Eleg. Gattb. m. Goldpressung. 1 R. 75 R.
- Rugler, F., Handbuch d. Kunstgeschichte. 2. Aufl. 1848. (6 1/2 R.) Hfzbd., wie neu
3 R. 80 R.
- — —, Geschichte der Baukunst. 3 Bde. 1859. M. vielen Illust. (16 R. 80 R.)
Hfzbd., neu. 12 R.
- Künstler-Album, neues Düsseldorf. 2. Jahrg. 1859. 4°. M. viel. Lithogr. u. Farbendruck. (3 3/4 R.) neu 2 R.
- Der Kunst-Salon. Ein Album engl. Originalstahlstiche. 1852. 4°. M. 24 Stahlstichen.
(9 R.) Eleg. Hfzbd. 3 R.
- Mafius, G., Naturstudien. Skizzen aus d. Pflanzen- und Thierwelt. 3. Aufl. 1859. M.
13 Illust. in Holzschn. u. 1 Farbendruck. (3 1/2 R.) Gattb. 2 1/4 R.
- Meyer's neues Conversations-Lexikon. 16 Bde. und 1 Bd. Abbildungen. 1857—60. (Radendruck
ungeb. 42 R.) Hfzbd., neu. 30 R.
- Oken, Willm. Naturgeschichte für alle Stände. 13 Bde. u. Register. 1839. M. Atlas von
177 color. Kupfertfn. in Fol. (45 R.) geb. 18 R.
„Die beste und ausführlichste populäre Naturgeschichte.“
- Deser's Weltgeschichte f. d. weibliche Geschlecht. 3 Bde. 4. Aufl. M. 3 Titelspzn. 1854.
(3 3/4 R.) 2 R. 25 R.
- Payne's Universum u. Buch der Kunst. Neue Folge. II. Bd. (36 Hefte.) 4°. M. 109
Stahlstich. u. unzählg. Holzschn. (12 1/2 R.) 6 R.
- — —, Dasselbe. IV. Bd. (36 Hefte.) 4°. M. 144 Stahlstichen u. unzählg. Holzschn.
(17 1/2 R.) 8 R.
- Pape, W., Handwörterbuch der griechischen Sprache. 3 Bde. 1842—43. (10 R.) Hfzbd. 6 R.
- Pöppig's illustr. Naturgeschichte des Thierreichs. 4 Thle. in 2 Bde. Fol. 1851. M. 4100
in den Text gedruckten Abb. (17 R.) Hfzbd., Prachtwerk, neu. 7 1/2 R.
- Reinecke Fuchs. M. 36 Stahlstichen v. G. Leutemann. 1856. 4°. neu. 2 3/4 R.
- Riehl, W. G., Land und Leute. 1 Bd. — Die bürgerl. Gesellschaft. 1 Bd. — Die Familie.
1 Bd. — Culturgesch. Novellen. 1 Bd. — Culturstudien aus 3 Jahrbdrn.
1 Bd. — Zusammen 5 Bde. 1860—62. (8 1/2 R.) neu. 4 1/4 R.
- Schiller's sämmtl. Werke: 12 Thle. u. 4 Thle. Supplemente. Zusammen 16 Bde.
Classiker-Ausg. 1853. Gattunbd., neu. 7 R. 50 R.
- Schmidt, Julian, Geschichte der deutschen Literatur seit Lessings's Tod. 4. Aufl. 3 Bde.
1859. (9 1/2 R.) 5 1/2 R.
- Scott, Walter, sämmtl. Werke. 175 Bändchen. 1844—47. 6 R.
- Shakspere's sämmtl. dramatische Werke. Uebers. v. Böttger u. And. 12 Thle. in 4 Bdn.
M. Stahlstichen. Eleg. Gattunband mit Vergoldung. 2 R. 80 R.
- Sohr-Berghaus, Vollständ. Univers.-Handatlas d. neueren Erdbeschreibung üb. alle Theile
der Erde in 114 Blättern. 5. (neueste) Aufl. Fol. 1859. Eleg. Gattunbd. (14 1/4 R.)
8 R. 75 R.
- Stahr, A., Corso. Kunst, Künstler u. Kunstwerke d. Alten. 2 Thle. 1854—55. (8 1/2 R.)
Hfzbd., neu. 5 1/2 R.
- Stifter, A., Studien. Pracht-Ausg. in 4 Bdn. 1847. Eleg. Hfzbd. (10 R.) neu.
4 R. 50 R.
- Wagner, Gelas. Das Land und Volk der alten Griechen. 2 Bde. M. Lithographien
u. 232 Holzschnitten. 1859. (4 R. 20 R.) Hfzbd. 2 1/2 R.
- Wieland's sämtliche Werke. Class.-Ausg. 36 Bde. 1853—58. 7 1/2 R.

Von der Censur erlaubt. Riga, den 30. November 1864.

Druck der Lit. Gouvernements-Druckerei.

Inhalt.

Italien, von Victor Hehn, (Schluß)	Seite 363.
Naturbilder aus Estland, von A. G. Dietrich	„ 389.
Russische Typen, (I. Der Nihilist)	„ 409.
Etwas über die livländische Landgemeinde	„ 429.
St. Petersburger Correspondenz	„ 435.
Livländische Correspondenz	„ 451.

Die „Baltische Monatschrift“ erscheint jeden Monat in einem Hefte von sechs Bogen.

Der Abonnements-Preis beträgt für den Jahrgang in Riga und in allen deutschen Buchhandlungen Rußlands 6 R. 50 K., bei Bestellung durch die Postämter 8 R. 5.

Im Auslande ist die Monatschrift durch alle Buchhandlungen für den Preis von 8 Thalern zu beziehen.

Zusendungen für die Zeitschrift werden unter der Adresse der „Redaction der Baltischen Monatschrift in Riga“ erbeten.